

ABDÓN UBIDIA
WINTERSTADT



NOVELLE

Aus dem Spanischen
von Birte Pedersen

ABDÓN UBIDIA

WINTERSTADT

NOVELLE

**Aus dem Spanischen
von Birte Pedersen**

WINTERSTADT – Novelle von Abdón Ubidia ©

Aus dem Spanischen übersetzt von Birte Pedersen ©

Lektorat: Hannelore Biricz

Layout: Santiago Larrea

Illustration: Ruby Larrea

Titelbild: Alejandra Vela Hidalgo

Novelle über den illusorischen Glanz einer lateinamerikanischen Stadt - Quito - in den Siebzigern. Die Lebenskrise des Protagonisten, der seine "vernünftige" Welt, die er so mühsam aufgebaut hat - Ehefrau, Kinder, Arbeit - zusammenbrechen sieht, gibt seine eigene innere Leere zu erkennen. Dieser Mann der Mittelschicht setzt seine persönliche Sicherheit auf's Spiel, als er einem justizflüchtigen Manager in seinem Haus Unterschlupf gewährt. Er wird - zwischen Eifersucht und Denunziation - Opfer dieser intimen Hölle, die sich in seinem Leben eingenistet hat. Diese Novelle hat in ihrer spanischen Originalversion die zehnte Auflage erreicht und ist in mehrere Fremdsprachen übersetzt worden.

Das, was man als Unglück zu bezeichnen pflegt, liegt in einem selbst; es ist die ganze Zeit über wie ein versteckter Posten unseres eigenen Kapitals in uns verwahrt. Manchmal holt man aus Langeweile, aus Spaß aus diesem persönlichen Vermögen eine Münze hervor und setzt einmal auf den Tod, wettet gegen sich selbst. Es ist natürlich ein naives Spiel. Das Risiko ist so gering, daß das Spiel praktisch schon gewonnen ist: Ich drücke auf das Gaspedal, wenn die Ampel auf rot springt, weil ich weiß, daß ich mich in einer verkehrsarmen Gegend befinde; ich setze den Revolver an meine Schläfe und drücke ab, weil ich mich sehr gut daran erinnern kann, daß ich ihn seit langem nicht mehr geladen habe. Das Risiko ist also kaum mehr als eine Illusion. Ich habe nichts gewonnen und nichts verloren, außer der Illusion gewonnen zu haben. Es ist wie ein russisches Roulette, bei dem sich die Revolvertrommel mit einer Million leerer Kammern dreht. Vielleicht ist das eine gewisse Erklärung dafür, daß ich Santiago mit zu mir nach Haus genommen habe.

Wir saßen an einem der kleinen Tische in unserem Straßen-

stammcafé. Schauen, reden, hören, zwischendurch einen Schluck Bier oder erkalteten Capuccino mit dem hartgewordenen Schaum am Rand der Glastasse. Die jungen und die nicht mehr ganz so jungen Leute zogen auf der belebten Straße an uns vorbei, behend, modern, sorglos, auf der Suche nach einem Platz im Café oder im Restaurant nebenan. Sie waren der Mode entsprechend gewollt arm und leicht gekleidet. Besonders die Mädchen. Bluejeans, Sandalen, manchmal eine dünne, enganliegende Bluse an ihren fast immer geschmeidigen, schmalen Körpern. Ich spreche natürlich von dem, was wir am liebsten sahen. Und es gab Touristen, Hippies und alle möglichen Leute ohne festes Ziel. Der Platz war angenehm. Die Tische waren mit bunten Sonnenschirmen ausgestattet und um zwei Bäume mit weißgekalkten Stämmen angeordnet. Auf der gegenüberliegenden Seite hinter den dichten Autoschlangen befand sich der Supermarkt, in dessen Hintergrund sich die gotischen Türme der benachbarten Kirche abhoben. Besonders schön anzusehen waren diese bei Sonnenuntergang, wenn sie sich gegen den roten Abendhimmel abzeichneten. Ich dachte, daß ich eines Tages die Zeit finden würde, über die phantastischen Sonnenuntergänge meiner Stadt zu sprechen. Ich hatte mir sogar schon einen Satz

zurechtgelegt, den ich bei besonderem Anlaß loswerden wollte, denn damals hatte ich noch keine Angst vor der Affektiertheit, die ich als ein unvermeidliches Risiko jedes Erzählers betrachtete. Der Satz lautete: "Es wird immer ein Abendrot geben, das uns vor dem Tod bewahrt." Ich habe nie Gelegenheit gehabt, ihn auszusprechen. Es gab soviel zu bereden. Schon allein die Stadt, die sich plötzlich modernisiert hatte, und in der man die Spuren der dörflichen Vergangenheit nicht mehr erkennen konnte. Keine Betschwestern, keine Gassen, keine gepflasterten Plätze. Es gab jetzt Überführungen, breite Alleen und verglaste Hochhäuser. Das andere war zurückgeblieben, im Süden. Denn die Stadt streckte sich zwischen den Bergen nach Norden aus, wie auf der Flucht vor sich selbst, vor ihrer eigenen Vergangenheit. Im Süden war der Schmutz, das Alte, Arme, das, was man vergessen wollte. Im Norden dagegen diese ergötzliche Modernität, deren einzigartige Fröhlichkeit sich in den psychedelischen Farben der Schaufensterplakate widerspiegelte; in eben den Farben, die nachts in den neuen Diskotheken im ausgelassenen Rhythmus der Schlagzeuge und elektrischen Gitarren aufblinkten und auch in den Mähnen und Afrofrisuren der jungen Leute glänzten, die sich von den Fenstern ihrer Autos mit erhobenem Daumen begrüßten

als wollten sie sagen "es geht aufwärts, Leute". Und in der Tat ging alles aufwärts, nicht nur die Gebäude und alle Arten von Geschäften, sondern auch das, was Santiago die gesammelten "lebenswichtigen Erfahrungen" der Leute nannte. "Es ist das Erdöl", sagte Andres. Seine Worte kamen vorsichtig, eingebettet in die dicken Rauchwolken seiner schwarzen Zigarette. Wir waren nicht unbedingt gegenteiliger Meinung, aber Andres war ein so feierlicher, transzendentaler Mensch, der nicht einmal beim Guten-Tag-Sagen von seiner Ernsthaftigkeit ablassen konnte. Und das provozierte unweigerlich eine Gegenreaktion, egal ob seine Meinung stichhaltig war oder nicht. Schließlich und endlich ging es ja nur darum sich zu unterhalten. Und so warf jemand ein: "Nicht nur das, mein Freund, es ist die heutige Zeit." Woraufhin wir anderen neue Argumente einbrachten, um diesen Ausdruck "die heutige Zeit" solange wie möglich auf der Zunge zergehen zu lassen, ihn zu genießen und verliebt mit ihm zu spielen. "Die heutige Zeit", das war die Zusammenfassung verschiedenster Ursachen, die in ihrer Endgültigkeit zu einem unverwechselbaren Lebensstil, einer eigenen Art zu lachen und zu leiden, zu leben und zu sterben geworden waren. Und wenn man es so formulierte, brauchte man auch nicht die wohlbekanntesten, abgenutzten

Beispiele von der Jahrhundertwende oder den Zwanziger Jahren heraufzubeschwören. Aber die späten Nachmittage, der Betrachtung vorbehalten, wurden immer langweiliger und die Unterhaltung mußte die Stellen umschiffen, an denen sich ein zu langes Schweigen hätte breitmachen können. So redeten wir also vom Can-Can und dem Leben des Toulouse-Lautrec, oder von Chicago und den Gangstern und der unermeßlichen Feinfühligkeit Chaplins, und kamen zu der Schlußfolgerung, daß auch wir in dieser Stadt auf unsere Weise eine Zeit mit präzisen Zeichen erlebten, unsere eigene "Belle Epoque". Sie hatte die Stadt verändert, sie war in unser Leben eingebrochen, hatte alles aufgewühlt und uns in diese unglaubliche Verwirrung gestürzt, in der nichts mehr wie vorher sein konnte. Und das einzige, was wir in diesem Wirrarr verstanden, war das Gefühl, hilflos in eine schwindelerregende, erdrückende Suche nach dem Glück geraten zu sein. Genau das war es, was uns auf die Feste, in die Besäufnisse, Kinos und Restaurants, manchmal ins Marihuana und fast immer in den Alkohol trieb. In der Zwischenzeit uferte die Stadt aus, die Registriertassen der Reichen klingelten bei den schmutzigen und weniger schmutzigen Geschäften, das Roulette drehte sich unermüdlich in den Spielkasinos und unser Leben, wie

auch das unserer Bekannten, nahm unerwartete Züge an: Den einen brachten die Drogen um den Verstand, ein anderer hielt nicht inne bis er Millionär geworden war, und viele konnten an nichts anderes denken, während der, der es tatsächlich erreicht hatte, mit Knall und Fall bankrott ging; und natürlich gab es Selbstmordversuche, aber vor allem das, was wir "Beziehungskrisen" nannten, unser Wort für alle Arten von Scheidungen, Trennungen, Versöhnungen, Ehebrüchen und sonstigen ehelichen Katastrophen, die sich, ich schwöre es, wie ein irrales Fieber ausbreiteten, das von so vielen äußerlichen Veränderungen hervorgerufen, sogar im Intimleben der Leute Wechsel und Anpassungen zu erfordern schienen.

Vor diesem Hintergrund war es verständlich, daß einer, gewollt oder ungewollt, irgendwie alle Wechselfälle der neuen Zeiten durchlebte. Und dieser eine war Santiago. Jetzt saßen wir alle über den Tisch gebeugt und sprachen flüsternd mit Winken, Zeichen und besorgten Gesichtern von seinem merkwürdigen Schicksal oder besser gesagt seiner merkwürdigen Vorgehensweise. Heute würde ich Santiago als einen Zyniker, Egoist und Größenwahnsinnigen bezeichnen. Damals vermied ich jedoch

derartige Werturteile. Ich fand, daß sie zwangsläufig mit einer hohlen Moral belastet waren, die außer dem mangelnden Wohlbefinden ihres Verwenders gar nichts aussagten. Heute benutze ich sie ohne groß nachzudenken. Und füge hinzu, daß er weder Treue noch Scham kannte. Drei Ehen und die entsprechende Anzahl Scheidungen plus eine undurchsichtige Geschichte, die nie ganz aufgeklärt werden konnte, waren kein Hindernis für seine solide Karriere als leitender Angestellter mit Anspruch auf Selbständigkeit gewesen. Manchmal kam er auf einen Sprung ins Café, spöttisch, vergnügt, zynisch. Erzählte ein paar Anekdoten, sprach von seinen neuen Projekten und verabschiedete sich dann mit einem fast immer ironischen Witz. Wir sahen, wie er sich zwischen den Tischen hindurchschlängelte, sein nagelneues Auto bestieg und mit quietschenden Reifen davonbrauste. "Er ist ein Aufsteiger" sagten wir oder hätten wir gern gesagt, als wenn das Wort "Aufsteiger" in diesem Fall etwas mehr als Neid, und das Wort Neid etwas mehr als Sehnsucht und Groll bedeutet hätte, um die Aufzählung nicht endlos fortzusetzen. Und dann die Nachricht: Santiago flüchtig. Er hatte von mehreren Konten ungedeckte Schecks ausgestellt, erkleckliche Beträge und angeblich Schuldscheine mit unglaublichen Zinsen unterzeichnet.

Das alles, um andere Konten und andere Schuldscheine zu decken, die, wie die Gerüchte besagten, alle gleichzeitig fällig geworden waren. Seine dunklen Geschäfte waren von seinem ehemaligen Partner aufgedeckt worden, und als plötzlich alles zusammenbrach, blieb ihm keine andere Wahl, als neue Schuldscheine zu zeichnen und zu fliehen.

Ich möchte darauf hinweisen, daß uns die Tatsache als solche, der Betrug, wenn man so will, nicht schockierte. In der neuen Stadt schien jeder auf seine Art zu betrügen. Ein paar mehr oder weniger, das war normal, auch wenn einige natürlich nicht an dem Spiel teilnahmen. Vielleicht übertreibe ich, aber das war mein Eindruck, denn sonst wäre diese ganze Verschwendung, soviel ungestümer, übereilter Glanz, nicht zu erklären gewesen. "Sieh mal", sagten die Argentinier an einem der Nachbartische des Cafés, "sieh mal, dies ist die Stadt mit den meisten Mercedes pro Einwohner, die ich je gesehen habe", und tatsächlich glitt in diesem Moment ein beeindruckender Mercedes mit einem lächelnden Insassen majestätisch an uns vorüber. Außerdem kursierten so viele undurchsichtige Geschichten in der Stadt. Ein Betrug mehr oder weniger regte uns daher nicht auf. Und es schien mir sogar

logisch, daß Santiago ihn begangen hatte. Merkwürdig war nur, wie er es gemacht hatte. So plump, gewalttätig und sogar für ihn selbst unerwartet. Ohne irgendwelche Schutzmaßnahmen, ohne wenigstens an einen Ausweg zu denken, einen Notausgang, falls die Sache schiefging. Merkwürdig war diese Unverfrorenheit und Unverantwortlichkeit, ganz so als würde jemand die Würfel in dem Wissen werfen, daß Glück oder Unglück nicht langlebiger sind als die Zeit, die selbige brauchen, um zur Ruhe zu kommen, und ihre Oberseiten unmißverständlich und in ihrer ganzen Endgültigkeit zu zeigen.

Nein. Santiago hatte keine Fluchtwege vorgesehen. Wir wußten nicht, was wir jetzt mit ihm anfangen sollten. Andres konnte ihn nur ein paar Tage verstecken. Er bekam immer viel Besuch. Mit der Polizei und den Gläubigern auf den Fersen, war das nicht angebracht. So blieben also nur wir zwei oder drei als mögliche Gastgeber übrig. Zumindest solange bis Andres einen Weg finden würde, ihn außer Landes zu schaffen. Mit Manuel konnte man nicht rechnen, er war nicht da. So mußten also Fausto, Rodrigo und ich uns entscheiden.

Es wäre leicht gewesen, irgend etwas hervorzubringen, eine beliebige Ausrede, eine offensichtliche und deshalb unanfechtbare

Lüge, um sich der Verantwortung zu entziehen. Platzmangel, der Besuch der Tante in den Ferien, ein baldiger Umzug usw. Schließlich verbanden uns mit Santiago nicht mehr als ein paar Nachmittage im Café, einige zufällige Treffen, ein paar geringschätzigte Bemerkungen über die gemeinsam erlebten neuen Zeiten. Bemerkungen, denen wir nicht einmal viel Glauben schenkten, und das, was in diesen Fällen am wenigsten ins Gewicht fällt, die Erinnerung an eine weit zurückliegende gemeinsame Vergangenheit. Aber anstatt eine Ausrede zu suchen, schwiegen wir lieber, schauten weiterhin auf die Straße, murmelten einen Kommentar, ein paar unzusammenhängende Worte über Santiagos allgemeine Lage und vermieden es im Grunde, uns festzulegen. Kann man das, was Rodrigo, Fausto und mich daran hinderte, eine Entscheidung zu treffen, als Angst bezeichnen? Angst vor Problemen mit der Polizei, Angst als Hehler dazustehen, uns in eine erbärmliche Geschichte zu verwickeln? Angst, uns unsere Angst zu zeigen? Vielleicht nicht. Vielleicht war es nicht einmal das, sondern nur Abneigung, Desinteresse, Nachlässigkeit. Aber diese Unbestimmtheit lastete auf uns. Ein guter Beobachter hätte sie gesehen. Diese Benommenheit und Mattigkeit, mit der wir rauchten, an unserem Kaffee oder Bier

nippten und diesen übertriebenen Verdruß in den Gesichtern, deren Blicke einander mieden.

“Na gut, er kann zu mir kommen“ sagte ich fast ohne nachzudenken. Unbewußt habe ich es sicher gedacht. Schließlich und endlich hatte Santiago - mal abgesehen von den Umständen - aufs Ganze gesetzt. Und hatte verloren. Man mußte ihm helfen. Bei seiner Kühnheit war das Risiko einer Unannehmlichkeit, der Einsatz einer ärmlichen schwarzen Münze aus dem persönlichen Kapital, das schon erwähnt wurde, kaum der Rede wert. Außerdem sind Hintergedanken einfach unvermeidlich. Zum Beispiel: Wenn der von uns so geliebte Großvater auf dem Sterbebett liegt, kann man nicht umhin an das Erbe zu denken. Das ist altbekannt, glaube ich, aber es zeigt bestens, was es mit den Hintergedanken auf sich hat. Die sogenannten hehren Prinzipien helfen uns, nicht die Kontrolle zu verlieren. Aber die Hintergedanken sind nicht zu leugnen, sie krallen sich in unseren Gehirnen fest, und selbst wenn wir sie unterdrücken, so heißt das noch lange nicht, daß sie nicht da wären. Während ich mich also von dem Wunsch Santiago helfen zu wollen treiben ließ, mußte ich mir andererseits klarmachen, warum ich es tat: Sein plötzlicher Fall, der Hohn, mit dem ihn alle bedachten, hatten Santiago praktisch

zugrundegerichtet. Übriggeblieben war ein Santiago ohne diese Beziehungen, die ihm so wichtig waren, ohne atemberaubendes Leben, Geschäftsreisen, Projekte.

Susana stimmte widerwillig zu. "Ist in Ordnung", sagte sie, aber ich erriet ihre widersprüchlichen Gefühle. Einerseits war Santiago der alte Jugendfreund (der, was sie betraf, jahrelang nicht an unserem Leben teilgenommen hatte), der ehemalige Mann ihrer besten Freundin Paulina (auch sie hatten wir aus den Augen verloren), der Zeuge unserer ersten gemeinsamen Zeit. Und andererseits waren da ihre natürlichen Hausfrauensorgen: die Unsicherheit, die Angst vor einer unerwarteten Situation. Ja. Natürlich hatte auch sie Hintergedanken, wenn auch anderer Art.

Am darauffolgenden Abend kam Santiago zu uns. Andres brachte ihn mit leicht übertriebenen Sicherheitsvorkehrungen. Gegen zwölf hörten wir, wie sich die kleine Eisentür öffnete und jemand den Innenhof kreuzte. Kurz danach klopfte es am Wohnzimmerfenster. Susana und ich hatten schon lange gähmend gewartet, ab und zu mit einem argwöhnischen Kommentar an einer fast vergessenen Erinnerung aus alter Zeit gesponnen, ohne daß es uns gelungen

wäre, einen zu Aufstieg und Fall, Glanz und Niederlage, Höhenflügen und abgrundtiefem Absturz fähigen Santiago entstehen zu lassen.

Jovial, fast fröhlich, betrat er unser Haus, gefolgt von Andres, der eine volle Flasche Kognak dabei hatte. Eingehüllt in einen sehr feinen, schwarzen langen Mantel, sicher der letzte Modeschrei, machte Santiago es sich in einer Ecke des Wohnzimmers bequem und begann, ganz so als wäre er nicht über die Situation, das heißt "seine Situation" informiert, ein teils geistreiches, teils triviales Gespräch mit vielen Fragen und Gesten der Überraschung, ein freundliches Gespräch unter Freunden, die sich nach langer Zeit wiedertreffen und denen es nicht mehr gelingt festzustellen, worauf sich ihre Freundschaft einmal aufgebaut hatte, was der gemeinsame Nenner gewesen war, welche Interessen und Sorgen sie geteilt hatten. Er fragte nach unserem Leben, nach den Kindern, nach unseren Zukunftsplänen, all das, was er mich unter anderen Umständen nie gefragt hätte. Er schaute sich alles an. Er schien eine Inventaraufnahme seiner Umgebung machen. Dabei war das Haus nicht schlecht eingerichtet. Die Mittelschicht tendiert zu einem Einheitsgeschmack, den sie wiederum zu kaschieren

versucht. Und so war unser Haus. Moderne Möbel, Teppiche, Lampen und eine Bar, Bilder an den Wänden (unter anderem ein Stilleben, in der Werbeagentur, in der ich arbeitete, skizziert; ich hatte es behalten, einerseits weil es mir gefiel und andererseits weil es den Platz des unvermeidlichen, aus silbrigem Metall gestanzten "Abendmahls" einnehmen sollte, das Susanas Mutter uns geschenkt hatte). Und dazwischen die persönlichen Details: ein paar alte Porzellanfiguren, eine Stehlampe, ganz aus Glas, und ein uraltes Möbelstück, das in einer Ecke stand, um nicht existierende familiäre Bindungen an die alte Zeit anzudeuten. Man kann also nicht sagen, daß unser Haus irgendwie ärmlich war. Aber in Santiagos gierigem Blick las ich, was er vielleicht bewußt hineingelegt hatte, damit ich es lese: seine vorgespielte Überraschung, sein heuchlerisches Unverständnis. Er schien zu sagen: "Wie kann man bloß so vorsichtig sein, bei Euch hat sich aber auch nichts verändert." Später, gegen Morgengrauen, als die Kognakflasche fast leer war, konnte ich es bestätigen. Andres, ernst und gemessen wie immer, auch wenn seine Müdigkeit und das ständige Gähnen seiner Haltung etwas Abbruch getan hatten, war mit dem Versprechen gegangen, ihn in ein paar Wochen außer Landes zu schaffen. Als die Haustür hinter ihm ins Schloß fiel,

konnte sich Santiago einen sarkastischen Kommentar nicht verkneifen: "Die personifizierte kleinliche Sicherheit. Er verkörpert geradezu die Sucht, den Drang nach Sicherheit." Es war klar, daß Santiago Andres Argumente, ihm nicht länger Zuflucht gewähren zu können, nie akzeptiert hatte. Er hatte nie geglaubt, daß die vielen Leute, die ständig bei Andres ein- und ausgingen, für seinen weiteren Aufenthalt ein wahres Hindernis darstellten. Er verachtete Andres, sah ihn in eine ärmliche Welt leichter Erfolge eingesperrt, in der er das, was er "seine Sicherheit" nannte, um jeden Preis verteidigte. Für Santiago war dieses Wort gleichbedeutend mit all dem, was keinerlei Risiko in sich barg, dem Programmieren, Gemäßigten, das in den Menschen steckt, und in seiner, von mir schon damals erkannten, merkwürdigen Moralvorstellung feige und verwerflich war. Und noch etwas. Ich bin mir nicht mehr ganz sicher, aber ich glaube er sagte etwas wie ad hoc. Sicher ein Hinweis auf die ad hoc-Familie, die ad hoc-Zukunft, das ad hoc-Haus, alles was eben eigens zu diesem Zweck gemacht war. All das sagte er, aber in seiner Stimme war keine Bitterkeit. Im Gegenteil, seine Verachtung für Andres schien mit etwas Mitleid gepaart zu sein. Und er versuchte Definitionen und genauere Begriffe zu finden. Und dort in seinem Sessel - trotz

fortgeschrittener Stunde - das Kognakglas mit beiden Händen umfaßt, seine weiche Stimme im flüssigen, fast freundlichen Gespräch, betrachtete er Susana und mich wie ein paar sichere Vertrauenspersonen, auf die unbedingter Verlaß ist. Ich wußte jedoch, daß er hinter seinem Blick, in seinem tiefsten Innern, nicht nur Andres sondern gleichzeitig auch uns definierte. Und jedes seiner Worte erinnerte mich von Neuem an seine erste genaue Inspektion unseres Hauses. Es war auch ein ad hoc-Haus und Susana eine ad hoc-Ehefrau oder diesen Anschein hatte es zumindest. So daß ich ihn in diesem Augenblick in der Rolle eines ungewöhnlichen Richters sah: er richtete über uns, daran gab es keinen Zweifel. Nachdem ich mich von dem ersten Eindruck erholt hatte, und mir klar geworden war, daß er nichts von dem gefallenen Engel hatte, den ich mir bei meinem Beschluß ihn unterzubringen, vorgestellt hatte, konnte ich ihn besser beobachten: völlig abgehoben von der Realität, von dem, was für die anderen seine Realität war, lebte er einzig und allein sein persönliches Epos. Er hatte aus seinem Leben eine Art Heldengeschichte gemacht, in der sein derzeitiger Ruin nur einer von vielen Schicksalsschlägen war. Santiago war eben sein eigener Star. Er lebte, genoß, rechtfertigte und verschönerte sein Leben mit Begriffen wie

“lebenswichtige Erfahrungen”, “das Leben”, “das Wahrhaftige”, “Mut und Kühnheit”. Wie ich ihm so zusah und zuhörte, wie er töricht und hochtrabend den Mythos verklärte, den er um sich geschaffen hatte, bekam ich große Lust ihm zu sagen, er solle endlich den Mund halten, nicht so viel Aufhebens machen, zur Vernunft kommen, klar denken und die Tatsachen richtig abwägen. Aber ich schwieg. Es war nicht der geeignete Moment, um etwas zu sagen. Abgesehen davon, daß “Verstandesschärfe” oder “Vernunft” nie zu Santiagos Wortschatz gehören würden. Das war mir schon klar. Es wäre nutzlos gewesen, dagegen zu argumentieren. Der weiche Ton, mit dem seine Worte leicht und betont angenehm über seine Lippen kamen, hinderte mich daran.

Santiagos Anwesenheit brachte viele Veränderungen in unser Familienleben. Die erste betraf Susana. Am nächsten Morgen entdeckte ich, daß sie sich verändert hatte, wieder so war wie ich sie schon seit langem und erst recht nicht früh morgens gesehen hatte. Sie sah frisch aus und war mit diskreter Eleganz gekleidet, endlich ohne diese langen Morgenmäntel, die sie sonst zu tragen pflegte, auch wenn sie sie schlanker und vorteilhafter wirken liessen, ohne Pantoffeln und vor allem ohne diese ewigen

Lockenwickler im Haar, auf die ich - aus Müdigkeit - schon seit langem nicht mehr reagierte. Aber sie hatten mich immer gestört, waren sie doch für mich das unverkennbare Merkmal der Hausfrauen, der kleinen, gleichgültigen und etwas dummen Welt der Hausfrauen. Merkwürdigerweise hatte ich es ihr nie gesagt, sie auch nie gebeten sie nicht zu benutzen, zumindest nicht so viele Stunden lang. Vielleicht hatte ich gedacht, daß hier ihr eigenes Gebiet begann, die Ausübung Susanas individueller Freiheit, in die ich nicht unbedingt eindringen durfte: Ich hatte es schon so oft getan und soviel in ihr zerstört. "Wie schön" sagte ich mir, als ich sie so mit den offenen Haaren auf den Schultern sah. Wie immer war Susana viel früher als ich aufgewacht und aufgestanden. Die Kinder mußten zur Schule, das Haus in Ordnung gebracht werden, nun ja. Da sie soviel zu tun hatte, war es verständlich, daß sie sich selbst nicht so pflegen konnte, wie es mir lieb gewesen wäre. So war es eine wirklich angenehme Überraschung, sie mit ihrem hellblauen Wollpullover und einem gleichfarbigen Rock zu sehen. Sie hatte sich sogar die Nägel lackiert. Dieses Detail gefiel mir allerdings weniger. Es wäre mir vielleicht lieber gewesen, sie hätte sie nicht lackiert, denn wenn ich etwas haßte, waren es diese Nagellackreste, die ihren Händen den Anschein einer

abgestoßenen Puppe gaben. Aber das hatte ich ihr natürlich auch nie gesagt. Nur gedacht. Öfters, natürlich. “Ob sie wohl irgendwelche Erwartungen in Bezug auf Santiago hegt?” ging es mir durch den Kopf. Ich lächelte bei dem Gedanken. “Unmöglich”, antwortete ich mir selber. Selbstverständlich war es unmöglich. Susana gehörte im wahrsten Sinn des Wortes mir; sie war ein wenig ein Teil meiner Selbst; ihre ganze Welt, ich schwöre es, drehte sich um mich; das war ihre Art zu lieben und so war sie. Ich konnte mir also beim besten Willen nichts anderes vorstellen. Aber hier muß ich eine Frage beantworten. Liebte ich denn Susana? Glaubte ich sie zu lieben? War ich sicher, daß ich sie liebte? Die Antwort mußte gezwungenermaßen stückchenweise kommen. Es ist klar, daß nach elf Jahren Ehe, nach zwei Kindern, dem Haus und der Renovierung, die Liebe nicht mehr dieselbe ist; sie wird langsam häuslich, verwandelt sich in Zuneigung, Anhänglichkeit, in Einverständnis und gegenseitige Dankbarkeit, entfernt sich weitgehend von dem, was sie einmal war, was wir, um nicht so streng zu sein, einen anderen Liebeszustand nennen können. Das weiß jeder, oder erahnt es zumindest, und es lohnt sich nicht, weiter darauf einzugehen. Schließlich ist das Andere wichtig, die Art Liebe, die man fordert und selbst geben kann. Um keine unnützen

Worte zu verlieren, würde ich mich wie viele andere als besitzergreifend bezeichnen. Es ist mein natürliches Übel und ich kann wenig dagegen tun. Jeder hat ja seine Fehler. Das erschwerte die Dinge. Denn die besitzergreifende Liebe ist vielleicht die schwierigste. Sie befiehlt, drängt sich immer auf, versucht, sich den anderen ganz anzueignen und in diesem Bemühen liegt ihre Wahrheit: Sie wird immer das lieben, was fliehen kann, was festgehalten werden muß, weil es fliehen kann, was noch frei und unvorhersehbar ist und fliehen kann. Sobald die Aneignung vollständig ist, wird es langweilig. Der Jäger hat seine Aufgabe erfüllt und ist zur nächsten Jagd bereit. Und so war es in etwa mit Susana. Vor elf Jahren war sie frei, vibrierend und gewitzt, sie war in meinen Augen schön, voller Ideen und eigener ungestümer Meinungen, die zwar nicht immer gut durchdacht waren, aber voller Freude und Jugend steckten. Sie studierte an der Musikschule - ausgerechnet Geige - und nach eigener Aussage erwartete sie eine vielversprechende Zukunft mit vielen Reisen. Ich verstand das sehr wohl, denn wenn ich jemals Illusionen hatte, dann muß es damals gewesen sein. Elf Jahre danach war sie eine andere. Elf Jahre danach kümmerte sie sich um das Haus und die Kinder, vertrat meine Meinungen, lief

morgens mit Lockenwicklern herum, und die Geige hing verstaubt an der Wand ihres Nähzimmers. Sie war eben "meine Frau", "meine Gattin". Ich hatte sie verschlungen, sie mir erfolgreich angeeignet. Von der Susana von damals war nicht mehr viel übrig, gerade noch das, was unentbehrlich war, um mir zu ähneln. Und es ist wohl überflüssig zu sagen, daß ich mir selbst nie gefallen habe. Aber das war vorauszusehen gewesen. Zuviel Geschwafel. Zu lange mit einem Mann zusammen, der zu allem eine feste Meinung hatte und immerzu redete. Mit einer anderen wäre es nicht anders verlaufen. Um ehrlich zu sein, stimmte mich das jedoch nicht traurig. Es ist sehr alltäglich. Und als solches hatte ich es wohl genommen. Doch nun stellte sich die Frage: Liebte ich sie nicht mehr? Doch, ich liebte sie. Aber mit einer gelangweilten, nostalgischen Liebe. Sie war ein Teil meines Lebens, begleitete mich, wir schliefen zusammen. Außerdem waren da die Kinder, das Haus, nun ja. Der Beweis dafür ist, daß ich sie an dem Tag, an dem ich sie hätte verlassen können, nicht verlassen hatte. Marcela hieß die andere. Sie gefiel mir wegen ihrer unbesorgten, jugendlichen, unabhängigen Art. Aber es hatte nicht lange gehalten; dennoch gab es seitdem von Zeit zu Zeit einige Marcelas in meinem Herzen. Susana hat es nie erfahren. Sicher hat sie

etwas geahnt, das schon. Aber sie hat nichts gesagt. So weise war sie. Ihr Heim zu verlieren, paßte nicht in ihre Pläne. Und so ließ sie alles stoisch über sich ergehen. Die Vorstellung, daß sie sich plötzlich für Santiago interessieren könnte, war also völlig abwegig. Ihr gepflegtes Auftreten an diesem Morgen war demnach auf die Umstände zurückzuführen. Wir hatten einen Gast im Haus. Der häusliche Alltag mußte etwas verschleiert werden. Das war alles.

Es war ein guter Tag. Es regnete nicht, und die durchwachte Nacht hatte bei mir keine Spuren hinterlassen. Sogar die Leute im Büro waren sehr zufrieden: es waren neue Aufträge eingegangen. Und das stimmte auch mich froh. Nie ist die Rolle, die das Geld für das persönliche Glück spielt, genug hervorgehoben worden. Man kann sich Sachen kaufen und ist glücklich. Das hört sich dumm an, aber so ist es. Damals wünschte ich mir ein Haus auf einem der Hügel der Stadt. Angeblich um die Sonnenuntergänge besser sehen zu können. Aber im Grunde wollte ich ein Haus in guter Lage. Wenn man dreißig ist, hat man auch im kleinlichsten Winkel seines Wesens, der meistens der reinste und ehrlichste ist, und in dem das Soll und Haben verzeichnet sind, die Unschuld verloren. Mit dreißig weiß man schon, was man will oder besser gesagt, was

man nicht mehr will, und man braucht sich diesbezüglich nichts mehr vorzumachen. Alles, was ich vom Leben wollte - unter anderem, natürlich- war ein Haus in einem ruhigen Viertel. Hört sich dumm an, aber so war es. Mit den neuen Einkünften konnte ich also mehr sparen und mir das Haus kaufen. Ich war froh.

Zufrieden, wenn auch etwas müde, hatte ich mittags allein ein paar belegte Brote gegessen und kam erst abends nach Haus. Die Kinder schliefen schon und Susana und Santiago unterhielten sich angeregt. Das sah ich vom Garten aus durch eines der Eßzimmerfenster. Wegen des Gegenlichts war ich für sie jedoch unsichtbar. Ich ging um das Haus herum und klingelte. Das Hausmädchen Rosario öffnete mir mit ihrer demütigen Leidensmiene die Tür. Sie empfingen mich mit Späßen und lautem Gelächter. Santiago hatte gerade ein paar lustige Anekdoten von seinen Reisen erzählt. Außerdem stand eine Flasche Wein auf dem Tisch. Ich schloß mich ihrer guten Stimmung schnell an, denn ich hatte ja meinen eigenen Grund zur Freude. Und während ich das von Rosario servierte Essen verzehrte, stellte ich merkwürdigerweise fest, daß das Unbehagen, das Santiago bei mir am Vorabend hervorgerufen hatte, völlig

verschwunden war. Sein Humor, mit dem er die Städte beschrieb, in denen er in der Tat seinen natürlichen Sarkasmus kaum hatte zur Geltung bringen können, und in denen dieser im besten Fall naiv und ungefährlich in einen platten, einfachen Humor eingemündet war, trug dazu bei, daß ich den selbstzufriedenen, egoistischen Santiago vom Vorabend vergaß. Jetzt wollte er gefallen. Das war sein Anliegen. Susana amüsierte sich königlich. Er war ein aufmerksamer Reisender und kostete es aus: Er gefiel. Ich habe viele gekannt, die einmal um die ganze Welt gereist sind und dennoch den Eindruck erwecken, nie ihr Dorf verlassen zu haben. Die gesamte Menschheit war vor ihren Augen vorbeigezogen ohne eine Spur zu hinterlassen. Santiago, das muß ich zugeben, gehörte nicht zu ihnen. Ich weiß nicht, ob ich es nur gedacht oder es Susana zugemurmelt habe, als wir uns in unser Schlafzimmer zurückzogen: "Ein Glück, daß er noch fähig ist, etwas zu geben", oder "ganz tot ist er noch nicht" oder "der Schwan singt". Egal ob ich es nun gesagt oder mir nur eingebildet habe, der Ton war düster.

Das Morgenlicht warf gelbe Sonnenflecken auf die Gardinen und die weißen Wände des Schlafzimmers. Ein paar zögerliche

Sommertage unterbrachen den Winter. Juan und Susanita spielten mit mir, während Susana sie zur Eile antrieb, denn der Schulbus würde gleich vor der Haustür halten. Sie waren sechs und sieben Jahre alt. Sie gehörten auch zu meinem Leben. Sie waren, wie man so schön sagt, das Gute in mir. War ich ihretwegen nicht mit Marcela fortgegangen? Eine Frage ohne Antwort. Ich zog es vor, sie nicht zu beantworten. Nicht daran zu denken. Sie nicht als Alibi zu benutzen. Außerdem war die Sache mit Marcela schon vergessen. Speziell an diesem regenlosen Morgen mitten im Winter, an dem Susana mit einer über der Hüfte zusammengebundenen Seidenbluse, einer enganliegenden leuchtendblauen Hose (und ohne Lockenwickler) die Kinder liebevoll von der Tür aus rief. Auch wenn es auf der Hand liegt, möchte ich erwähnen, daß in den allzu eingefahrenen Ehen nicht alles nur Langeweile ist. Aber die blassen Farben dominieren. Dennoch gibt es auch Freuden und liebevolle neue Höhepunkte: man verliebt sich und verliert diese Liebe zu der eigenen Ehefrau in einem physiologischen, geistigen und sonstigen Auf und Ab, eine lange Liste, wenn man sie aufzählen wollte, bei der aber auch immer Dankbarkeit und Groll eine Rolle spielen. Und an diesem Tag war ich in der Stimmung, Susana für vieles zu danken. Für die Kinder, für diese Art sie zu

rufen, für ihren Körper, der sich jetzt, herausgerissen aus der Routine und dem Überdruß der gleichförmigen Tage, im Türrahmen abzeichnete. Und sogar für diesen sonnigen Morgen, mitten im regnerischen Winter. Aber da war noch etwas: in dem Moment, in dem sie die Kinder mitnahm, einen Augenblick bevor sie ihr Gesicht zum Flur drehte, konnte ich in Susana wie aus den Tiefen der Zeit diesen ungezwungenen Ausdruck wohligen Genusses und persönlichen Behagens entdecken, einen winzigen Augenblick lang, genau als sie ihren Kopf zur Seite drehte, eine kurze, fliehende Geste, die ich bei ihr vergessen hatte, die sogar sie vielleicht vergessen hatte. "Ich liebe dich" konnte ich ihr gerade noch zurufen, so wie ich es ihr ohne weiter darüber nachzudenken fast jeden Abend sagte, nur um ihr zu schmeicheln, wie jemand, der sich auf seine ganz persönliche Art mit Worten bedankt, über die er sich nicht ganz im Klaren ist. Dennoch schien es mir an diesem Morgen, daß meine Stimme nicht die meine war, daß eine andere Stimme, auch aus den Tiefen der Zeit, für mich sprach. Vielleicht war es kaum mehr als ein Eindruck. Aber ich sah, daß Susana - kurz bevor sie hinter der Tür verschwand - mit den Schultern zuckte, oder besser gesagt, den Kopf zwischen die Schultern einzog, als wolle sie sich in sich selbst zurückziehen, vor

etwas oder jemandem fliehen, das oder den sie gleichzeitig herbeisehnte. Es war wieder eine ihrer verlorenen Gesten, wieder eine alte Erinnerung, die mein Gedächtnis erschütterte. Ich hatte ihr wirklich für vieles zu danken: vor allem für diese spontane, vergessene Susana, die sie jetzt aus der Erstarrung meines Vergessens befreite.

Ich weiß nicht mehr, ob es an diesem oder einem anderen Abend war - das spielt jetzt auch keine Rolle mehr - an dem Susana, Santiago und ich beschlossen, eine Runde zu würfeln. Es wurde gewettet. Kurzes Erschrecken, wenn die Würfel fielen. Aber eigentlich ging es gar nicht um das Spiel. Allmählich tauchten die unvermeidlichen Erinnerungen auf. Vielleicht war ich es sogar, der sie heraufbeschwor. Gut möglich bei meinem Gemütszustand. Und dieses starke, fast unverschämte Licht, dieser weiße Lichtkegel des Lampenschirms, schien uns einander näherzubringen und einzukreisen, während die Würfel auf das grüne Tuch fielen oder im Becher hin- und hertanzten, und in unserer Erinnerung mit nicht schwer nachvollziehbarer Gedankenverbindung diese andere Gemeinsamkeit auftauchen liessen, die uns drei (und natürlich Paulina) Jahre zuvor zusammengebracht hatte, auch unter einem gemeinsamen Licht

und wie bei einem Spiel, bei dem die Würfel ebenfalls auf ein und dasselbe Tuch fielen: Die andere gemeinsame Zeit, die erste Jugend, die unvermeidliche Erinnerung an eine wirklich naive Zeit, eine wirklich klösterliche Stadt, wo, wie ich schon sagte, nichts so war, wie es einmal sein würde. Schritt für Schritt stellten wir die Orte, Daten und Anlässe her, die uns damals zusammengeführt hatten: Kinobesuche, Studentenfeste, Ausflüge, bei denen sich Scharen junger Leute mit Körben voller belegter Brote und Getränken beladen im Eukalyptuswald zerstreuten (jetzt befindet sich dort ein Wohnviertel mit Zementhäusern). Damals ahnten Susana und ich - gerade Freunde geworden - noch nichts von unserer Ehe. Und Santiago und Paulina nichts von der ihrigen (nachdem Santiago Paulina verlassen hatte, hatte sie ein paar Monate lang eine wirre Bohemienzeit durchgemacht und war dann in die Vereinigten Staaten gezogen, wo sie angeblich wieder geheiratet hatte). Die Zukunft existierte damals nicht. Die Würfel waren noch nicht geworfen. Merkwürdigerweise - ich erinnere mich gut daran - war ich in dem Augenblick, als ich das dachte, wie gelähmt, hielt den Würfelbecher in der Hand, ohne den nächsten Wurf zu wagen. Susana und Santiago, geistesabwesend, waren auch reglos und still. Es hatte sich ein Vakuum gebildet, die Zeit

war irgendwie stehengeblieben: Wir standen an demselben Abgrund und wurden von demselben Schwindel erfaßt: Angst und Sehnsucht nach allem, was nie geschehen war, Angst und Sehnsucht nach dem Leben, das wir nicht gelebt hatten, Staunen und Schrecken darüber, daß das Leben anders hätte sein können. Ohne ein paar Zufälle der Vergangenheit wäre man jemand anderes geworden. "Ohne meine ständige Vernunft hätte ich er sein können" sagte ich mir ohne Groll, hob meinen Blick in Richtung Santiago und sah sein aufgelöstes Gesicht auf mich fixiert. Dieses eine Mal beneideten wir einander eine Sekunde lang. Santiago dachte sicher auch, daß ohne all das, was ihm Luxus und Befehlsgewalt beschert hatten, ohne diese stürmischen Erfahrungen des Spielers, die ihn am Ende in einen Justizflüchtling verwandelt hatten, er vielleicht auch ein ruhiges Zuhause, eine klare, sichere Zukunft, ohne Ausfälle und eine Frau gehabt hätte, der er so gut es ginge einigermaßen treu gewesen wäre; also alles in allem eine sichere, geschützte Zuflucht, in die er jeden Tag hätte zurückkehren können. Hier kam mir wieder einer meiner vorformulierten Sätze in den Sinn: "Der Nomade wird immer die Gedanken des Seßhaften belasten und es wird immer einen festen und geschützten Platz in den Träumen des Nomaden

geben.“ Aber vielleicht übertreibe ich. Möglicherweise ist es gar nicht so gewesen. Zumindest nicht genau so. Vielleicht hat es kein Schweigen mit dem nachfolgenden Schwindelgefühl gegeben und Santiago an nichts von alledem gedacht und ich keine Gelegenheit gehabt, mir den kleinen Satz aufzusagen. Vielleicht habe ich alles nur im Nachhinein fabriziert, um zu verstehen, um irgendwie verstehen zu können, was danach geschah.

Bei so vielen Erinnerungen verloren wir an unserem Würfelspiel jegliches Interesse. Sogar das Gespräch mit Santiago wurde mühsam. Es war nur noch ein Abklatsch eines beidseitigen Unbehagens, das uns, egal bei welchem Thema, dazu zwang gegenteiliger Meinung zu sein. Wir sprachen über Politik, Religion, die Zeit, in die wir geboren waren, immer gefangen in einem unterschwelligem Antagonismus, in dem ich die Rolle des pragmatischen Verteidigers der Vernunft und er die des Mannes einnahm, der, von der Absurdität der Welt überzeugt, gelernt hatte, das Leben in vollen Zügen mit allem, was es zu bieten hat, zu genießen. So konnte er in seinen sattsam bekannten Erklärungen über “das Wahre” und die “lebenswichtigen Erfahrungen” schwelgen und uns gleichzeitig, ohne auch nur die geringste

Vorsicht walten lassen zu müssen, wissen lassen, daß er nicht am Ende war, daß es ihm weder an Verhaftungen noch an Geld mangelte, und ihm seine Freunde in Puerto Rico, sobald er dort eintreffen würde, schnell wieder auf die Beine helfen würden, und er, nach Ablauf einer angemessenen Zeit, zurückkehren würde, vielen Leute vieles heimzuzahlen hatte und deshalb zurückkäme. (Er log: zwei Tage später erzählte er Susana, daß er nie wieder zurückkommen würde). So viel Überheblichkeit machte mich wütend. "Du mit deinem ewigen Heldenepos", dachte ich und sagte laut in ambivalentem Tonfall: "Komm besser nicht zurück" und wartete den Effekt meiner Worte ab. Santiago blickte auf, er war wie vor den Kopf geschlagen. Susana, plötzlich aus ihrem Schweigen gerissen, sagte spröde: "Aber er muß zurückkommen!" Jetzt war die Überraschung auf meiner Seite. Und dann streckte Santiago, ebenfalls über Susanas unvermittelte Reaktion verwundert, seine Hand aus und fuhr ihr als Zeichen spontaner Dankbarkeit leicht über das Haar. Nach einem kurzen benommenen Schweigen, in dem wir uns weismachen wollten, daß mein übertriebener Zwischenruf und die Reaktion, die er bei Susana hervorgerufen hatten, eine Art gerechter Schlagabtausch, ein witziger und überlegter Abschluß eines immer falscheren und

langweiligeren Gesprächs war, brachen wir drei in schallendes Gelächter aus. Das Lachen kam uns also zu Hilfe. Mit derselben Selbstverständlichkeit von vorher strich Santiago, ohne zu lachen aufzuhören, erneut über Susanas Haar, mit dem Unterschied, daß sie jetzt ihren Kopf mit der Geste, die ich am Morgen wiederentdeckt hatte, drehte und neigte und ihr Haar ihr wie eine Gardine vor die Stirn fiel. Als sie wieder unter ihrem Haar auftauchte, war sie verändert, ausdruckslos, wie abwesend, hatte den Blick auf die Würfel gerichtet, die unbeweglich auf dem grünen Tuch lagen. Und sie mied meinen Blick. "Dumme Gans, was soll das", wollte ich ihr zurufen. Ich schwieg. Es war wirklich nicht der richtige Augenblick für eine Ohrfeige. Erstmal klar denken. Santiago, unschuldig, ahnungslos ob der von ihm verursachten Katastrophen, nahm seinen unterbrochenen Monolog wieder auf und erzählte, daß seine Freunde in Puerto Rico eine Supermarktkette besäßen. Der Mann war penetrant. Ich zog es vor nicht zu zeigen, was in meinem Innern vorging. Susana gegenüber verlor ich kein Wort. Wie hätte ich ihr etwas vorwerfen können, wie ihr sagen, daß das meine Gesten waren, in meiner Erinnerung verankert, bei mir verwahrt seit damals, als sie mir das wichtigste auf der Welt war; wie ihr sagen, daß sie sie nicht zuschanderichten,

sie nicht auf diese Art und Weise herabwürdigen solle. Ich sagte nichts. Ich gab ihr auch keine Ohrfeige. Nichts von dem geschah. Es waren nur Gedanken, die mir durch den Kopf schossen. Reines inneres Gezeter. Zum Glück redete Santiago noch lange genug von den Supermärkten weiter, so daß ich mich beruhigen, das heißt herausfinden konnte, weshalb ich plötzlich gezwungen war, von einer Sekunde zur nächsten die gesamte Lage neu zu definieren, den wahren Grund für Susanas letzte Gebärden und natürlich für meine Reaktionen zu finden. Ich verstand oder wollte verstehen, daß bei ihr, wenn auch noch dunkel, wirr und heimlich der Wunsch aufkeimte, mich mit Santiago zu konfrontieren, ihretwegen die Konfrontation mit ihm zu suchen, Santiago ganz einfach zu benutzen, um mich eifersüchtig zu machen. Für sie war es eine einmalige Gelegenheit, und sie nutzte sie auf ihre Weise. Vielleicht hatte sie unbewußt schon lange darauf gewartet. Wieso hatte ich das nicht von Anfang an verstanden, als ich bemerkt hatte wie sie sich pflegte, ihre alte neue Art an den Tag legte, wie früher kokettierte und alles daran setzte, es mir zu zeigen. Niemand kann sich Liebe ohne Eifersucht vorstellen. Auch Susana nicht. War also ihr Verhalten der letzten Tage, von vor knapp ein paar Minuten, als ein Appell, ein Schrei nach Liebe zu verstehen? Alles fügte sich

bestens zusammen. Wie die Teile eines Mosaiks. Susana konnte sich keinen besseren Rivalen als Santiago vorstellen. Er war mein genaues Gegenteil. Fühlte sich die Arme so vergessen und vernachlässigt, daß sie zu so einer List greifen mußte? Die Empörung, die Wut, vielleicht sogar die Eifersucht, die ich spürte, lösten sich, ich schwöre es, ins Nichts auf. Und es überfiel mich ein echtes Mitleid für Susana, für mich, für diese blöde Lage, in der wir uns befanden; sogar für Santiago, der in diesem Moment, flüchtig und am Ende wie er war, die imaginären Prozente und phantastischen Gewinne berechnete, die die Supermärkte seiner Freunde in Puerto Rico einbrachten.

Etwas später, als wir allein waren, und ich sie an mich drückte, bemerkte ich bei Susana einen unbestimmten Anflug von Ablehnung oder Widerstand. "Dummerchen, ich habe dein Spiel entdeckt, ich habe deine Karten durchschaut", redete ich ihr freundlich in Gedanken zu, immer wieder, während ich in ihr versank und wußte, daß sie besiegt war, auch wenn sie noch versuchte, Gleichgültigkeit zu zeigen, eine Flucht vorzutäuschen, sich an den Traum zu klammern wieder eine ungreifbare, wirklich gesuchte und begehrte Frau zu sein. "Du brauchst diese Komödie

nicht zu spielen, Susana, du brauchst es wirklich nicht, du weißt, daß ich dich nie verlassen werde, daß das Leben so ist, daß unser beider Leben schon gemacht ist“, flüsterte ich ihr heimlich in Gedanken zu, belog sie dabei und belog auch mich, denn es war mir sonnenklar, daß das, was Susana von mir wollte, was sie lauthals mit ihrer glänzenden Posse einforderte, nicht Sicherheit sondern Liebe war. In dieser Nacht liebte ich sie, fühlte das Bedürfnis, sie festzuhalten, für mich zu behalten, mich in ihr wiederzufinden, rein und offenherzig wie ein junger Mann, sogar das hätte ich schwören können. Unter gewissen Umständen kam das bei mir vor. Plötzliche Brüche in der Routine, natürlich. Davon hatte ich ja schon gesprochen. Andererseits, daß ich sie nie verlassen würde - wenn das Susanas Sorge war - war klar: ich war von meiner eigenen Predigt sehr überzeugt: Zeit der Leidenschaft, Zeit des Heims, Zeit des Risikos, Zeit der Resignation. Nein, ich würde sie niemals verlassen. Das war ganz klar. Die Kinder, das Haus: es war überhaupt nicht daran zu denken. Zum Stillen meiner Sehnsüchte verfügte ich über ein paar Kunstgriffe: Ich erfand Abenteuer, kleine Abenteuer; spielte ab und zu gegen das Glück, oder besser gesagt, gegen die Ruhe und Stille, indem ich tat, als würde ich mich auf ein Risiko einlassen.

Deshalb, und weil mich manchmal eine unstillbare Sehnsucht überkam, alles in einem einzigen Augenblick zunichtezumachen; weil ich an diesem Morgen wohl wie ein wahrer, bedeutender Philantrop aufgewacht war, bedeutend angesichts all dessen, was ich in diesen Tagen so großzügig verteilt hatte: Solidarität, Liebe, auch Mitleid; weil ich das, was ich gegeben hatte, jetzt einfordern mußte; weil der Regen wieder eingesetzt hatte, weil es sich die Leber manchmal erlaubt ihre Meinung zu äußern, weil ich wenig geschlafen hatte, viel Arbeit auf mich wartete, wegen Santiago und Susana und dieser ganzen Situation, die anfing, lächerlich zu werden, ja wegen so vieler Dinge, Tatsache ist, ich stellte fest, daß ich schlechter Laune und abweisend war. Dann überraschte mich Susana dabei, wie ich stillschweigend ihr Gesicht erforschte, während sie sich vor dem Spiegel des Frisiertischs kämmte, und als sie etwas sagen wollte, tat ich so als hätte ich sie nicht beobachtet. Dann fragte sie mich wegen der neuen Verträge, und ich murmelte eine einsilbige Antwort durch die Zähne. Der Krach entzündete sich an dem hellblauen Hemd. Ich wollte es an diesem Morgen anziehen. Unmöglich, es fehlten zwei Knöpfe. Ein Knopf, das wäre ja noch gegangen, aber zwei Knöpfe! Das war unerträglich. Ich sagte erstmal nichts und beschloß, meine Wut

aufzusparen. Aber dann fielen mir die Kinder ein. Sie war bestimmt nicht mit ihnen beim Impfen gewesen. Wenn ja, hätten sie es mir sicher erzählt. Also warf ich ihr die Impfung der Kinder vor. Und dann das hellblaue Hemd. Und wieder die Kinder. Und wieder das hellblaue Hemd. Susana, die nicht gerade ihren besten Tag hatte, war den Tränen nah - was soll ich sagen, sie hatte nah am Wasser gebaut - bat mich, die Stimme zu senken, der Kinder wegen, Santiagos wegen. Und ich antwortete ihr, daß ich nicht leiser sprechen könne. Sie sagte, ich würde schreien. Ich sagte, daß sei gelogen. Sie bestand darauf, daß ich sie anschrie. Ich machte ihr klar, daß auch wenn dem so sei, ich völlig im Recht sei. Und dann fing Susana an, zu schluchzen und mir heftige Vorwürfe zu machen. Ich sei grob, neurotisch und ich weiß nicht was noch alles. Ich bat sie, die Stimme zu senken, wegen der Kinder, wegen Santiago. Sie erwiderte, daß sie nicht leiser reden könne. Ich sagte ihr: Aber Frau, du schreist ja. Sie antwortete, daß das gelogen sei. Ich beharrte auf meiner Position und sie wiederholte ihre Klagen und Vorwürfe. Ich zog natürlich das hellblaue Hemd, dem die Knöpfe an den Manschetten fehlten, an, ergriff den erstbesten Pullover, verließ das Haus und knallte die Tür hinter mir zu. Ich weiß nicht, ob wir genau diese Worte gewählt haben. Wahrscheinlich nicht. Aber die

zugeknallte Tür war eine Tatsache. Normalerweise verabschiedete ich mich morgens anders. Aber von Zeit zu Zeit kam es schon mal vor. Als ich das Haus verließ, glaubte ich die Kinder weinen zu hören.

Ich ging mittags nicht nach Haus. Ich wollte mir die zwangsläufig peinliche Situation ersparen: Der ausweichende Blick Susanas, die geschwollenen Augenlider, die gerötete Nase, dieser priesterliche Ausdruck, mit dem die Frauen meiner Stadt ihr Leid kundtun: gesenkter Blick, am liebsten fest auf einen Punkt gerichtet, ein kurzes, fast unmerkliches Runzeln der Brauen, zusammengekniffener, leicht zuckender Mund, schweigsam und abwesend: Es ist ein religiöser Ausdruck, der Ausdruck der Jungfrau Maria, der Mater Dolorosa, ihr Vorbild. Andererseits ist es auch eine Gewohnheit, fast eine Höflichkeitsbezeigung: Nach den Tränen muß man diese Haltung einnehmen, das gehört sich so. Und zu alldem erwartete mich noch Santiago, der zu diesem Zeitpunkt sicher vom unfreiwilligen Gast zum Vertrauten und Eheberater aufgestiegen war. Zwangsläufig hätte ich dann auch seine gelinde Überraschung, vielleicht sogar seine geheime Erleichterung erraten müssen: Er wüßte ein für allemal und für immer, daß er die etablierten und festen Familien weder zu

beneiden noch zu vermissen brauchte, daß er im Grunde mit seinem unsteten Leben als Don Juan nicht viel verpaßte. Ich ging also zum Mittagessen nicht nach Haus. Zog es vor, mich voll und ganz meiner Arbeit zu widmen. Die persönlichen Katastrophen machen einen merkwürdig kreativ. Wir waren damals unter anderem dabei, eine Werbekampagne für eine Zigarettenmarke zu entwerfen. Das heißt eine Kampagne für eine neue Marke derselben Zigaretten. Ich weiß noch wie leicht mir an diesem Tag die Worte über die Lippen kamen, in Slogans, die mir einer nach dem anderen einfielen; mit welcher Überzeugung ich die Raucher meiner Stadt aufforderte, das Aroma und den Geschmack des neuen Tabaks zu genießen, während ich gleichzeitig an ihre von Rauch und Teer zerfressenen Lungen dachte.

Der dichte, feine Nachmittagsregen hatte eingesetzt. Das Grau dominierte eindeutig vor einer leichten hellblauen Färbung. Auf dem glänzenden schwarzen Pflaster erzitterte schon der Widerschein der Leuchtreklame und langsam gingen die Straßenlichter an. In der Autoschlange saß ich völlig teilnahmslos und apathisch hinter beschlagener Windschutzscheibe am Steuer meines Volkswagens. Es war so als würde ich von einem

schwachen, zögerlichen Strom, der jedoch stärker als meine Mutlosigkeit war, fortgetragen. Unbewußt und ungewollt vermied ich so das Café, das gewohnte Gespräch und fuhr direkt nach Hause. Eine Stunde zuvor war es weder neblig noch regnerisch gewesen. Von meinem Bürofenster aus hatte ich auf die bekannte Winterlandschaft geblickt: die durchsichtige Luft, der silbriggraue Himmel, der sein fahles Licht auf diese immer wieder überraschende Ansammlung von Häusern und Gebäuden warf, die sich stolpernd zwischen den Hängen verloren. Unter diesem fast unwirklichen Licht schien sich die Stadt in Porzellan verwandelt zu haben. Ich hatte aufgehört, zu arbeiten und beschlossen, nach Haus zu fahren. Dennoch blieb ich reglos hinter dem Fenster stehen, das sich durch meinen Atem immer wieder beschlug, betrachtete diese Landschaft und dachte daran, daß man eine Stadt so lieben kann wie eine Frau. Erst als der Regen wieder einsetzte, und die dicken Nebelschwaden von den Bergen herabsanken, entschloß ich mich, das Büro zu verlassen. Sicher war ich die ganze Zeit über auf meine Art damit beschäftigt gewesen, den morgendlichen Verdruß und dann meine ganztägige Abwesenheit und schließlich die halb unbewußte, halb gewollte Verzögerung, die mich vor dem Bürofenster festgehalten hatte, zu

interpretieren. Ich glaubte wohl, Susana damit mitzuteilen, daß mir ihre Haltung keine Angst machte, daß ich ihr Zeit zum Nachdenken gäbe und sie dieses lächerliche, unnütze Spiel, das sogar ihr selbst gefährlich werden konnte, aufgeben solle, denn schließlich war ich in dem Moment nicht eifersüchtig.

Ich kam durchgefroren, aber ruhig nach Haus, ganz so als wäre nichts vorgefallen. Die Kinder begrüßten mich. Dann kam Susana, ebenfalls mit gleichgültiger Miene. Wir wechselten ein paar unvermeidliche, hohle Worte. Das Wetter lieferte uns immer diese unvermeidlichen, hohlen Worte, mit denen man die Stille überbrücken konnte: Es war kalt, hatte geregnet, sicher stand ein langer Winter vor der Tür. Im Grunde waren es nicht wir, die da redeten, es waren unsere Stimmen; hinter ihnen war die wahre Stille zu hören. Santiago zog sich vor dem Abendessen vorsichtig zurück, um ein paar Briefe zu schreiben. Das sagte er zumindest. Ich beschäftigte mich mit den Kindern. Und sie erzählten mir, daß sie am Vortag geimpft worden waren. "Wieso habt ihr mir das nicht vorher erzählt", wollte ich ihnen zurufen, aber dann fiel mir ein, daß sie keine Gelegenheit dazu gehabt hatten, da ich sie seit dem vorigen Morgen nicht gesehen hatte. Abends, als ich nach Hause

kam, waren sie schon im Bett gewesen. Ja, sie hatten keine Gelegenheit gehabt, es mir zu erzählen.

Das Schweigen hielt den ganzen Abend an. In der Dunkelheit unseres Schlafzimmers stellte Susana sich schlafend. Ob jemand schläft oder nicht, ist leicht festzustellen. Er atmet anders, ist anders. Und Susana genau wie ich, stellten uns schlafend. Aus der Ferne drangen die nächtlichen Geräusche der Stadt an unser Ohr. Manchmal startete ein Auto mit lautem Geheul, manchmal piff ein Wächter auf seiner Runde, manchmal hörte man die Regentropfen. Übrigens sind die Nächte der Schlaflosen von unbestimmten, verwirrenden Geräuschen bevölkert. Man meint ferne Stimmen, Gelächter, Schluchzen und Schreie zu hören. Hier vermischen sich das Wahre und das Imaginäre. Mitten in diesem entfernten Gebabbel hörte ich plötzlich ganz deutlich einen herzerreissenden Schrei. Als wenn jemand an einem nicht zu identifizierenden Ort der Stadt ermordet würde. Habe ich diesen Schrei gehört? Oder war es nur Einbildung? Jedenfalls schien er sehr weit weg zu sein. "Susana, hast du das gehört?", wollte ich sagen, dachte aber sofort an ihre alten Ängste, die Dunkelheit, die Nacht, diese übertriebene Angst, für deren Überwindung die Kindheit nicht ausgereicht hatte. Ich stellte sie mir starr vor Schrecken vor und wollte sie an mich

drücken, sie vor ihrer Angst retten. Natürlich habe ich es nicht getan. Auch habe ich ihr keine Frage gestellt. "Nein, nein, sie hat es nicht gehört, denn ich habe es mir ja nur eingebildet", sagte ich mir. Ich wußte jedoch, daß das gar keine Rolle spielte. Auch sie hatte sich in ihre eigene Nacht zurückgezogen und hörte sicher in ihrer Schlaflosigkeit mitten in der Verwirrung eines entfernten Schreckens Stimmen, Schluchzen, Gelächter vermischt mit anderen Geräuschen, die klar und deutlich von der schlafenden Stadt zu uns herüberdrangen. Vielleicht meinte sie auch einmal einen Schrei oder quietschende Bremsen, einen Teil des mehrfach widerhallenden Unglücks gehört zu haben. Und vielleicht wollte sie sich an mich schmiegen, bei mir Schutz suchen. Aber sie tat es nicht. Ihr Groll war stärker. Sie blieb neben mir liegen, tat so als ob sie schlief, war aber angespannt und verängstigt, atmete unregelmäßig und ihr Körper war steif. Vielleicht hatte sie sogar die Augen vor Angst weit aufgerissen. Und da zerbrach etwas in mir. Plötzlich hatte ich das Bedürfnis sie für alles, was geschehen war, um Verzeihung zu bitten. Es war meine Schuld gewesen. Ich war unfreundlich gewesen. Ein Anflug von Neurose. Aber schließlich hatte auch sie Schuld. Warum hatte sie nicht gleich das Thema Impfung klargestellt? Warum hatte sie mich mit meinen

ungerechten Vorwürfen fortfahren lassen? Warum ließ sie es zu, daß ich diese stupide Familienkomödie aufführte? Natürlich: Die Knöpfe des hellblauen Hemdes. Das war nicht richtig. Natürlich. Es war eine Lappalie. Ein blöder Vorwurf. Aber sie hätte es mir sagen können. Sie hätte mich zur Vernunft bringen können. Zumindest etwas andeuten. Sie wollte es nicht. Sie hatte es vorgezogen, sich in ihr Gejammer und später in ihre Wut zurückzuziehen. Ich dachte, daß der unglückliche Zufall auch Schuld hatte: Wenn ich ein anderes Hemd gewählt hätte, hätte ich vielleicht nichts bemängelt, und es hätte auch keinen anschließenden Verdruß gegeben. War also alles nur per Zufall geschehen? Oh nein. Es gibt keine unbedeutenden Gründe. Und wenn es sie gibt, versucht man sofort ihnen eine gewisse Bedeutung zu verleihen. So daß also im Leben der Menschen in Wirklichkeit nur sehr wenig dem Zufall überlassen bleibt. Das denkt man am Ende immer. Vielleicht liegt hierin die Aufgabe des Spiels, das wirklich Unbedeutende zu suchen, uns einen Augenblick lang von dem Spinnengewebe zu lösen, das uns mit allem verbindet. (Und das ist jetzt eine meiner neuen festen Redewendungen). Ich meine, daß man am Ende immer so denkt: Es gibt keine unbedeutenden Ereignisse. Allein die Tatsache, daß sie in unseren Leben vorkommen, heißt, daß sie es irgendwie

markieren und erklären. Also hinter den fehlenden Knöpfen des hellblauen Hemdes steckte viel mehr. Die Schlaflosigkeit half mir, dies bestens zu verstehen. Eine Überschneidung von Gründen, sowohl meiner als auch Susanas. Einige habe ich schon erwähnt, fällt mir ein. Aber vor allem war da mein Mißtrauen ihr gegenüber und gegenüber allem, was durch Santiagos Anwesenheit im Haus geschehen konnte. Und mein Argwohn gegen Santiago. Im Dunkel der Nacht war es besser, alles, das Wahre und das Wahrscheinliche, gleich durchzudenken, die Möglichkeiten zu potenzieren und alles bis zu Ende zu denken. Und wenn Susana angefangen hatte, Santiago mit anderen Augen zu sehen? Und wenn sie ihre bequeme hausfräuliche Langeweile plötzlich nicht mehr aushalten konnte? Und wenn die Überlegungen, die sie mir in Bezug auf ihre Unterwerfung, ihre Häuslichkeit, ihre von mir gestaltete Welt vorgetragen hatte, an irgendeiner Stelle einen Riß bekommen hatten? Und wenn allem Anschein zum Trotz doch noch ein letzter Rest von mir nicht vorgesehener individueller Freiheit in ihr steckte, ein paar heimliche Ideen und Erregungen in ihrem Innern aufflackerten? Plötzlich stellte ich mir eine nicht wiederzuerkennende Susana vor, die mich die ganze Zeit über mit ihrem Konformismus und ihrer Selbstaufgabe belogen hatte.

Plötzlich entdeckte ich und stellte mir eine vielschichtige und gespaltene Susana vor, die mir ein heimliches Leben langer Träumereien, langer eingebildeter Hirngespinnste vorenthalten hatte, ein Doppelleben, das ihr half, sich mit dem Haushalt und den Kindern abzufinden. Nichts sprach dagegen. Meine absurde Nachlässigkeit, mein verachtenswerter Egoismus hatten mir diese sehr wahrscheinliche Susana verborgen, die vielleicht an den langweiligen, eintönigen Tagen oder während der ewigen Warterei auf meine verspätete, manchmal für sie nicht zu rechtfertigende Heimkehr unerwartete imaginäre Fluchten, spontane innere Revanchen, plötzliche illusorische Spiele mit einer anderen Liebe probte, ein anderes Verlangen durchspielte, und mir nie etwas davon verraten hatte. Mitten in der Nacht, mitten in der Schlaflosigkeit schien es mir sogar natürlich: Ich will damit sagen, daß es mich nicht schockierte. Angesichts meiner ebenfalls heimlichen Ausflüge in die neuen Diskotheken und neuen Stundenhotels der Stadt erschien es mir glaubhaft. Trotzdem tat es mir weh. Zeitweise wie eine Wunde. Besonders wenn ich überlegte, daß Santiagos Einmischung in unser Leben ihren Träumen Gestalt gegeben, sie abgesichert, greifbar verankert und eine deutlich sichtbare Unruhe in ihr geweckt hatten. Aber vielleicht

übertrieb ich. Vielleicht ließ ich mich von einer völlig eingebildeten Logik mitreißen. Jedenfalls hatte ich aber Grund genug zum Zweifeln: Ich konnte nicht umhin an den Vorabend zu denken, an das Würfelspiel, den Augenblick, in dem Santiago über ihr Haar strich, die Art wie Susana dieses Streicheln aufgenommen hatte. Mich überkam der Zwang zu glauben, daß ihre sinnliche, fast überschwengliche Reaktion beabsichtigt war, dazu ausersehen, mich eifersüchtig zu machen und weiter nichts. Jetzt zweifelte ich, litt an diesem Zweifel. "Susana, was ist mit dir los, was geht in dir vor, los, erzähl es mir schon!" wollte ich in einem Anfall von Aufrichtigkeit fragen. Ich dachte, daß sie mir vielleicht ihre heimlichen Gründe darlegen würde, all das, was sie aus Angst, Argwohn, Scham nie spontan erzählt hatte, wenn es denn wirklich so war. Ich müßte ihr für ihre Antwort irgendeine Gegenleistung bieten, klar. Ich würde ihr nicht nur irgendetwas, alles würde ich ihr geben. Plötzlich fühlte ich mich von dem blinden Drang besessen ihr alles zu erzählen, absolut alles, angefangen von damals, als ich sie wegen Marcela verlassen wollte, die ganzen Lügen und kleinen Verrate, die danach gekommen waren, nun ja. Vom Gott meiner Kindheit war mir nur die Erinnerung an die alten Rituale geblieben, an deren Nutzen ich noch heute glaube. Die Beichte zum Beispiel:

Beichten als Selbsthilfe, wenn alles aufgewühlt und unklar geworden war, zu der alten Zeremonie greifen, jemanden töten, der man selbst war, und auf die eigene Wiedergeburt setzen: An den Anfang zurückkehren, mit Hilfe der Wahrheit an den Punkt der Vergangenheit zurückgehen, an dem man verwirrt in die Irre gelaufen war, und alles noch mal von vorne beginnen. Natürlich glaubte ich nur halb daran. Aber der Drang war konkret: "Susana, laß uns mit diesem ganzen Betrug, mit dieser ganzen Farce Schluß machen, laß uns an den Anfang zurückkehren..!" Und was hätte ich ihr noch alles sagen wollen. Aber neben mir war Susanas Atmung rhythmisch geworden. Sicher schlief sie, und es lohnte sich nicht, sie aufzuwecken. Am nächsten Tag würde sich schon Zeit für eine Aussprache finden und ich könnte sogar in Ruhe darüber nachdenken, ob es angebracht war, überhaupt etwas zu sagen. Aber Santiago? Was war mit Santiago? Wenn ich schon über alles nachdachte, das Wahre und das Wahrscheinliche, durfte ich ihn nicht ignorieren. Und durfte mir kein einziges Schlupfloch gestatten, durch das auch nur eine einzige Lüge, eine einzige Möglichkeit des Selbstbetrugs, eine einzige nicht berechnete Wahrscheinlichkeit durchschlüpfen könnte. "Santiago streckte seine Hand aus und strich als Zeichen der Kameradschaft, der

spontanen Dankbarkeit über ihr Haar, eine Geste, die seinem Charakter, seiner Art als Mann von Welt entsprach"... "Santiago wiederholte seine liebevolle Berührung, strich Susana erneut übers Haar.." So habe ich es erzählt, absichtlich. Wieviele zweideutige, ungenaue Worte, um das auszudrücken, was ich vielleicht in diesem Moment nicht sehen, nicht denken wollte. Und wenn Santiagos liebevolle Geste nicht unschuldig war? Und wenn sie eher ein Symptom dafür war, daß Susana ihm in diesem Augenblick und unter diesen Umständen nicht gleichgültig war? Und wenn er sie inzwischen auch mit anderen Augen sah? Ich hatte in der Tat keine Beweise für seine Güte. Es war gut möglich, daß er seine Rolle als von mir aufgenommener "Schützling oder Flüchtling", bei der die Moral und der Brauch ihn zwangen, konsequent und dankbar zu sein, aufgegeben hatte. Die "Rollen", die sich die Menschen zuweisen, sind äußerst prekär, das wußte ich aus eigener Erfahrung. Ich habe mich auch nie voll und ganz in meiner Rolle als solidarischer Freund und Beschützer halten können: ".. Während ich mich also von dem Wunsch treiben ließ, Santiago zu helfen, mußte ich andererseits klar die Gründe erkennen, die diese Hilfe ermöglichten: Sein plötzlicher Fall, dieser ganze Hohn, mit dem er bedacht wurde, all das, was in diesem

Augenblick Santiago praktisch zugrunde gerichtet hatte; mit anderen Worten, der Anblick Santiagos ohne diese Beziehungen, die ihm immer so wichtig waren, ohne sein schwindelerregendes Leben, ohne seine Geschäftsreisen, ohne seine Projekte...". So konnte das, was für mich nicht mehr als ein Spiel mit "Hintergedanken", ein fast nebensächlicher oder zusätzlicher Aspekt gewesen war, als ich beschloß, ihn aufzunehmen, für Santiago ohne weiteres eine unumstößliche Tatsache sein; ich meine die Hilfe als solche, die ich ihm in jedem Fall gewähren würde, und die ihn gleichzeitig aller Verbindlichkeiten mir gegenüber enthob. Ein Mann wie er, weltgewandt, ein Händler, ein Mann mit langjähriger Erfahrung im Spiel der Menschen und ihrer Waren, würde so denken. Da war ich mir ganz sicher. Das wußte ich. Zumindest verfügte ich nicht über den leisesten Hinweis, um diese Möglichkeit auszuschließen. Wir waren uns quitt. Er schuldete mir nichts. Mir war es auch lieber so: Nicht mit seinen Skrupeln und deren Konsequenz zu rechnen, mir nichts von den betrügerischen Formen einer mißhandelten Moral vormachen zu lassen; ihn in seinem wahren Ausmaß zu verstehen: Seinen wahren Impulsen ausgeliefert, wie alle Menschen, wenn sie sich nichts mehr vorlügen können. Denn vielleicht hatte er nie seine Rolle als Schuldner anerkannt. Sich selbst nicht als solchen

betrachtet. Unter diesen Umständen mit einer des zweifellos monotonen und zurückgezogenen Lebens leidgewordenen Susana und einem unsicheren Santiago war es gut möglich, daß sich zwischen den beiden etwas anbahnte. Etwas, für das ich aus den erwähnten Gründen in gewisser Weise mitverantwortlich war. Das erkannte ich klar auch wenn es mir widerwärtig war. Aber besser war es, alles gleich durchzudenken, das Wahre und das Wahrscheinliche. Und so blieb mir nichts anderes übrig, als die Situation klaren Kopfes abzuwägen, ohne in Extreme zu verfallen, ohne etwas zu übereilen, und eine Lösung zu finden, die uns Dreien unnötige Verwirrungen ersparen würde. Die Lösung fiel mir kurz danach ein, als ich schon fast eingeschlafen war. Meine Lider waren schon ganz schwer, als ich zu glauben meinte, alles sei nur ein von mir zusammengebrautes und im übrigen sehr unwahrscheinliches, der Eifersucht entsprungenes Hirngespinnst. Auch auf die Schlaflosigkeit zurückzuführen. Aber wenn mir die Eifersucht so zu schaffen machte, hieß das auch, daß ich meine Liebe zu Susana unterschätzt hatte. Und daß ich, wie dem auch sei, etwas zu verteidigen und zu schützen hatte. Und während ich nun sanft in den Schlaf glitt, konnte ich mir gerade noch sagen, daß Santiago kaum mehr als eine Woche hierbleiben würde, und daß

das nicht viel sei, zumindest hatte Andres das versprochen. Mir vorzustellen, was ich mir vorgestellt oder gefürchtet hatte, war also geradezu lächerlich. Dennoch mußte es in Betracht gezogen werden. Erstens, weil ich dadurch meine Beziehung zu Susana aktualisieren und abwägen konnte, und zweitens weil ich unsere Mattigkeit, unser verantwortungsloses und unbeholfenes Leben selbst so stark empfunden hatte. Wir brauchten eine Gefechtspause. Daran gab es nicht den geringsten Zweifel. Ich hörte fast das Meer in meinen Ohren rauschen, als ich es beschloß. Susanas Mutter konnte die Kinder übernehmen. Nur ein paar Tage, mehr nicht. Wir hatten schon lange nicht mehr die Stadt verlassen. Wir brauchten Erholung. Fast roch ich das Meerwasser, als ich beschloß, daß Santiago allein im Haus bleiben würde, vom Dienstmädchen versorgt. Nur ein paar Tage. Meine Lider waren unsäglich schwer, und ich hörte auf, ich selbst zu sein, während ich in einen Traum fiel, der sowohl Erinnerung als auch Traum war; ich sah mich mit Susana unter brennender Sonne an einem hellen Strand entlanggehen; in der Entfernung durch die vor Hitze vibrierende Luft der strahlende Himmel vor dem blauen Hintergrund des Meeres, das sich zum Ufer hin in türkis und dann in grüngelb verwandelte, um schließlich als schäumende Welle auf

den Strand zu prallen und den heißen Sand zu befeuchten; der Strand, der dank eines unerwarteten Effekts der glitzernden Mittagshitze selbst aufbrach, als wäre auch er eine gewaltige gelbe Welle, die sich unter unseren Füßen öffnete. Wir brauchten das Meer, die Sonne, da gab es keinen Zweifel; es hatte sich so viel Kälte in uns angesammelt. Am nächsten Morgen würde ich es Susana sagen. Es brauchte nicht weiter überdacht zu werden.

Es mußte schon spät sein, als ich aufwachte. Es regnete. Das Licht war grau. Ich berechnete, daß die Kinder schon auf dem Weg zur Schule sein mußten. Es war nichts Neues: Ich hatte den Schulbus nicht einmal gehört. Mühsam richtete ich mich auf. Ich fühlte mich wie zerschlagen. Vielleicht hatte ich in einer ungünstigen Position geschlafen. Ich erinnerte den Bruchteil eines ironischen Alptraums: Ich ertrank im Meer. Vom Meer meines ersten Traums war nicht viel übriggeblieben. Susana fand mich auf dem Bettrand sitzend, leicht benommen, vor Kälte zitternd, unfähig aufzustehen. Es ist spät, sagte sie. Das Wetter ist furchtbar, fügte sie hinzu. Ich dachte ans Büro. Mit der vielen Arbeit, die wir durch die neuen Verträge hatten, verfluchten sie mich sicher schon. "Haben sie vom Büro nicht angerufen?" fragte ich. Sie sagte, nein.

Sie sprach ganz natürlich mit mir, aber immer noch in einem etwas distanzierten Tonfall. Sie grollte mir weiterhin, und in ihrem Gesicht war noch ein Rest Bitterkeit zu erkennen, den sie nicht zu verheimlichen versuchte. Es war keine günstige Gelegenheit um sie mit einer Reise an die Küste zu überfallen. Das glaubte ich zumindest. Auch ich machte sicher nicht das richtige Gesicht. Der Verdruß und die Wiederversöhnungen haben ihr eigenes Zeitmaß. Ihre eigene Logik. Man kann sie nicht erzwingen. Eine schöne heiße Dusche würde Klarheit in meine Gedanken bringen. Ich nahm mir vor, meine Worte genau zu wählen. Ich wollte nicht, daß Susana meine Pläne mit Erstaunen, mit Argwohn oder mit den natürlichen Gewissensbissen einer Mutter quittierte, die ihre Kinder unterbringen muß, weil sie an den Strand verreisen will. Ich wollte keinen schlechten Anfang oder Wiederanfang riskieren. Leider hatte ich nach der heißen Dusche immer noch keine klaren Gedanken oder passenden Worte gefunden. Das wurde auch nicht besser, als ich Santiago im Eßzimmer vorfand. Er hatte schon gefrühstückt und las die Zeitung. Wie er da saß mit seiner hochgeschlossenen dicken schwarzen Wolljacke, ruhig und gestärkt, und von oben herab, fast gleichgültig die Nachrichten auf der Auslandsseite betrachtete, glich er mehr einem unschuldigen

Touristen an einem Kaffeetaisch als einem Flüchtling. "Wie sind die Ferien", hätte ich ihn am liebsten gefragt. Ich sagte nichts. Er empfing mich mit einem faden, wenn auch scheinbar ernsten Kommentar über die Geschehnisse in Afrika. Er log. Ihn interessierte nicht im geringsten, was in Afrika los war. Ihn interessierte nur er selbst. Vielleicht übertrieb ich aber auch seine Schabigheit, um ihn besser hassen zu können. Man versucht immer den eigenen Haß durch allgemeinere und weiterreichende Gründe zu veredeln. Man darf sich da nichts vormachen. Ich glaube, ich antwortete ebenfalls mit einem belanglosen Kommentar, schaute dann auf die Uhr und sah, daß ich nicht einmal Zeit für eine Tasse Kaffee hatte. Ich verabschiedete mich und ging, wobei mir völlig klar war, daß die Regeln des Anstandes es mir verboten, mit Fäusten über ihn herzufallen, einfach so, ohne irgendeine Erklärung, unerklärlich für ihn oder sonst jemand; ihn mit Fäusten zu traktieren bis zum geht nicht mehr, so wie es tief in meinem Innern andere Regeln, die ich besser verstand, forderten.

Im Büro tat ich nichts. Einfach gar nichts. Ich konnte mich nicht konzentrieren. Auf die Werbesprüche, meine ich. Hinter den Geräuschen der Stadt glaubte ich den Wellenschlag des Meeres zu

hören. Den alten Lopez muß die Nachricht wie eine Bombe getroffen haben. Er war Spanier, einer der in seinem Land nicht überleben konnte, und es auch nirgendwo anders außer in meiner Stadt gekonnt hätte. Ihm muß dieser Ort wie das Ende der Welt vorgekommen sein. Die perfekte Bastion. Das Schneckenhaus. Und vielleicht betrachtete er das neue Wachstum der Stadt mit Argwohn. Klein, rundlich, sehr weiß, war er, wie man so schön sagt, ein schreckhafter Mensch. In der Werbebranche nannten wir ihn spaßeshalber Herr der Ängste. Alles machte ihm Angst und erschreckte ihn. Ich hatte immer geglaubt, daß nur die ganz Empfindlichen zu Großem bestimmt waren. Soviele eitle Geschöpfe hatte ich kennengelernt. Er war die Ausnahme. Eines Tages fühlte ich mich versucht, ihm zu sagen, daß er für dieses Geschäft überhaupt nicht geeignet sei, daß ich ihn mir besser hinter dem Verkaufstisch eines Papierwaren- oder Gemischtwarenladens oder als Rentier vorstellen konnte. Ich verstand bald, daß ich mich geirrt hatte. Er hatte sich diese Stellung geschaffen, weil er sie brauchte. Ihm gefiel das plötzliche Erschrecken, er hatte sich an die Angst gewöhnt und brauchte sie wie eine Droge. Wer weiß, was er sich damit beweisen wollte. Als ich mit meinem Urlaubsgesuch kam, blickte er mich

verständnislos an. Dann räusperte er sich ungläubig. Ich sah sein Erstaunen in seinen kleinen grünlichen Augen mit den geröteten Lidern. "Nur ein paar Tage" sagte ich, um ihm einen Herzinfarkt zu ersparen.

Schnell fuhr ich nach Haus. Vor der Haustür hielt ich inne. Anstatt zu klingeln, holte ich mein Schlüsselbund hervor. Von drinnen war kein einziger Laut zu hören. Das war merkwürdig. Meiner Lächerlichkeit bewußt, machte ich leise die Tür auf. Völlige Stille. Lautlos schlich ich den Flur entlang. Niemand im Wohnzimmer und im Eßzimmer. Ich ging in Richtung Schlafzimmer. Es war völlig aufgeräumt, alles in bester Ordnung. Ich kehrte zurück und blieb einen Augenblick still in der leeren Küche stehen. Ich kehrte in den Flur zurück. Versuchte zu lauschen: Nichts, außer der Stille. Ich hätte rufen können, fragen wo Santiago und Susana abgeblieben waren. Ich tat es nicht. Es blieben noch ein paar Orte, wo ich sie suchen konnte. Zuerst ging ich ins Arbeitszimmer und dann in Susanas Nähzimmer. Merkwürdig: Die Geige lag neben der Kinderwäsche auf dem Tisch. Der Bogen quer darüber. Sie hing nicht an ihrem gewohnten Platz an der Wand. Das Kinderzimmer. Das Bad. Niemand. Absichtlich sparte ich Santiagos Zimmer bis

zuletzt auf. Ich spürte eine dicke Ader auf meiner Stirn und ein leichtes Hämmern in den Schläfen. Die Tür war halboffen. Von innen war auch kein Geräusch zu hören. Die Möbel, Santiagos Sachen, alles in Ordnung. Erst jetzt konnte ich mir sagen, daß es stets eine weniger dramatische Erklärung gibt, als die, die wir manchmal von vornherein vermeiden wollen. Ich ging bis an das Flurende. Durch das langgestreckte Fenster entdeckte ich Santiago im Hinterhof. Er ließ sich von der schwachen Wintersonne bescheinen, dort auf der kleinen weißen Bank mit der abgeblätterten Farbe. Er las ein Buch. Ich konnte den Umschlag knapp erkennen. Es war ein Krimi oder Spionageroman. Das war seine Lektüre. Ich glaube, er genoß sie. Susana und das Dienstmädchen waren sicher einkaufen gegangen. Das war alles. Ich ging in Santiagos Zimmer. Betrachtete alles in Ruhe. Irgendwo hatte er sein Geld aufbewahrt. Ich hatte keine Ahnung, wieviel es war. Vielleicht war es viel und der Umstände halber Bargeld. Lieber nicht daran denken, sagte ich mir, und verließ das Zimmer. Ich warf nochmal einen Blick in Susanas Nähzimmer. Sah die Fotos der Kinder, das Bild ihrer Eltern, ein Abbild der Jungfrau, eine ihrer alten Puppen an einer Wand. Ich sah die Nähmaschine, den kleinen Schreibtisch, das Bücherbord voller Frauenzeitschriften. Ein

paar Kochbücher neben der "Enzyklopädie der Frau". Mit den Augen eines Fremden sah ich die knallrot bemalten Hocker, den Tisch mit der halb ausgebesserten Kinderwäsche, die Geige oben drauf und ging hinaus.

Susana fand mich in unserem Schlafzimmer. Ich sagte ihr, ich hätte Migräne bekommen und in diesem Zustand nicht arbeiten können. Sie erzählte mir, daß ihre Schwester sie zum Einkaufen abgeholt hatte: ein Sonderangebot. Sie hatte nicht nein sagen können. Außerdem war die arme Rosario krank, und es blieb uns nichts anderes übrig, als Essen von einem Grillrestaurant zu bestellen, das ihre Schwester ihr empfohlen hatte.

Meine angekündigten Kopfschmerzen, teils echt, teils vorgetäuscht, waren die ideale Ausrede, um während des Mittagessens zu schweigen. Aber ich ließ die beiden keine Sekunde aus den Augen. Ich beobachtete ihre Gesten, ihre Blicke. In ihrem Wortwechsel vermeinte ich ein geheimes Einverständnis, versteckte Hinweise, vorläufig noch in gute Laune eingepackt, zu entdecken. Ich wartete den geeigneten Moment ab, um Susana mit dem geplanten Satz zu unterbrechen.

“Spielst Du wieder Geige?” fragte ich, wobei ich versuchte, meine Stimme ganz natürlich klingen zu lassen.

...

Susana blickte erschreckt auf. Erst warf sie einen Blick auf mich, dann drehte sie ihr Gesicht beschämt weg als wolle sie es verstecken. Sie starrte auf einen beliebigen Punkt der Tischdecke. Ihre Hände ergriffen eine Serviette, zerknüllten und drückten sie eine Sekunde lang in großer Verzweiflung, als wollten sie sie vernichten. Auf ihrer Stirn glänzte leichter Schweiß. Irgendetwas peinigte sie. “Du hast es vor Jahren aufgegeben” sagte ich. “Gut, daß Du wieder zu spielen angefangen hast”, fügte ich hinzu.

“Hat Dir die Vorführung gefallen?” fragte ich Santiago.

Er sah von ihr weg. Ein Hauch von Mißfallen hatte ihm einen harten Gesichtsausdruck verliehen. Er wandte sich erneut ihr zu. Und sein Gesicht schien weicher zu werden. Er verstand sie; als er sie so schutzlos, scheinbar so grundlos angegriffen sah, verstand er sie, klar. “Sie war sehr gut”, antwortete er mir. Ich empfand seinen Tonfall als zu zweideutig. Ganz so als würde er sich zwar mit denselben Worten an uns beide richten, dabei aber das

ausdrückliche Ziel verfolgen, unterschiedlich verstanden zu werden. Susana richtete sich auf. "Danke für das Kompliment", sagte sie. Sie setzte ein Lächeln auf. Erweckte aber den Eindruck von Kälte und Distanz. Sie nahm eine Schüssel und ging Richtung Küche.

"War es Schubert?" fragte ich leichthin. Mir fielen ihre ersten Schritte im Konservatorium ein. "Ja" antwortete Santiago kurz angebunden. Vielleicht erinnerte er sie auch. Sicher hatte er genau wie ich nicht umhingebracht, das große schlanke Mädchen unserer Jugend mit der Frau zu vergleichen, die sich vor ein paar Stunden wie viele Jahre zuvor über ihre Geige gebeugt hatte, um zwischen Entschuldigungen und vorbauenden Witzen dieselbe veraltete Melodie erklingen zu lassen. Einen Augenblick lang hatte er vielleicht geglaubt oder zu glauben vorgegeben, daß die Zeit stehengeblieben war, daß beide, die Frau und das Mädchen ein und dieselbe Person waren.

Susana kam aus der Küche zurück. Nichts peinigte sie mehr. Ihr Gesichtsausdruck war gelassen, der Blick ruhig. Sicher hatte sie sich gesagt und es sich solange wiederholt, bis sie sich selbst überzeugt hatte, daß es ungeschickt war, sich vor mir für etwas so

natürliches und unbedeutendes wie den Versuch Santiago etwas auf ihrer Geige vorzuspielen zu schämen und noch ungeschickter und sinnloser, es mir verbergen zu wollen. "Hat Santiago es dir erzählt?" fragte Susana.

"Was?", sagte ich.

"Das mit der Geige", fügte sie hinzu.

"Nein. Sie hing nur nicht wie immer an der Wand" antwortete ich.

"Manchmal hole ich sie da herunter und improvisiere ein bißchen" teilte Susana mir mit. Vielleicht log sie. Es war nicht ihr gewohnter Tonfall.

"Dann solltest du sie lieber im Geigenkasten aufbewahren, das bekäme ihr besser" bemerkte ich.

Um mit meinem Monolog über das Thema Geige anfangen zu können, hatte ich vorher kundgetan, daß meine Kopfschmerzen schon viel besser geworden waren. Ich redete von den Stradivaris und den Guarneris, von Cremona, Heifetz und Menuhin, Wörter, die man bei mittlerer Bildung, sogar bei Santiagos Bildung, problemlos zitieren konnte. Mir war das jedenfalls in diesem Augenblick egal. Es waren einfach Wörter. Sie dienten mir, um Susana besser beobachten zu können und manchmal, um Santiagos Mißtrauen zu überwachen. In der Zwischenzeit setzte ich

mit Unterbrechungen stückchenweise wie ein Puzzle die Bilder zusammen, die mich wie Wellen überfluteten, all das, was vielleicht unterbrochen worden war, als Susanas Schwester hupte, diese weidlich bekannte Zeremonie zweier, die sich suchen, indem sie sich dem anderen zeigen, zeigen, was sie am meisten an sich schätzen. Und in der Tat fiel es mir nicht schwer, die Szene zu rekonstruieren: Meine geheimen Gedanken ließen sie immer wieder auftauchen, obwohl am anderen Ende meines Wesens eine Stimme, die meine war, gleichzeitig von Paganini, seinem merkwürdigen Charakter und seinem außergewöhnlichen Talent sprach. Fast konnte ich sehen, wie Susana das Gesicht auf der Geige, und die Geige gegen sich gepreßt versuchte, Santiago die sicherlich verstimmten Akkorde der "Serenade" vorzuspielen, den unterbrochenen Faden ihres Lebens aufzunehmen, sich selbst zu imitieren, so wie sie einmal war, ihm die treuherzige Komödie der dreißigjährigen Frau vorzuspielen, die sich liebenswert, begehrenswert und spielerisch wie eine Jungfrau gibt. Und Santiago, der diesem Gespenst ein anderes prächtiges gegenüberstellte, sich ihr in der Rolle des väterlichen Beraters, vielleicht sogar des Schmeichlers präsentierte und ihr einen flüchtigen Bewunderer erfand, der sie zur Kenntnis nahm und bei

jedem Spaß, jedem Kompliment wieder auftauchte. So war es abgelaufen. Ich konnte nicht daran zweifeln. Die schnellen Blicke, die Santiago Susana zuwarf, reichten aus. So war es abgelaufen. Diese beiden Marionetten suchten einander.

Es hatte keinen Sinn, das Gespräch fortzuführen. Was ich wissen mußte, wußte ich schon. Ich sagte ihnen, daß ich wieder Kopfschmerzen hatte, stärker als zuvor, was stimmte, und zog mich ins Schlafzimmer zurück. Es vergingen einige Minuten bis Susana mir folgte. Sie brachte mir ein paar Kopfschmerztabletten und ein Glas Wasser, das ich annahm und in einem Zug austrank. Schließlich hatte ich meine gewohnte Besonnenheit nicht verloren. Es ging nicht darum, ihr irgendetwas vorzuwerfen. Ihr irgendwelche Vorhaltungen zu machen. Es ging nicht darum einen Blick, eine Absicht, einen Wunsch zu verurteilen. Wie sollte man überhaupt dahin vordringen, an diesen Ort, wo sich ein Wunsch, eine Absicht bildet? Wie sollte man das, was gerade anfing, sich zu verstecken, und wie ein einsamer Hund tief in ihnen zu wimmern begann, angreifen und zerstören? Wie wirksam kann man einer Sache, die von Natur aus frei ist, und sich unserer Kontrolle entzieht, einen fremden Willen aufzwingen? Nein, ich war nicht bereit, mir noch

einmal etwas vorzulügen und glaubte auch nicht den Schlußworten der Tangos, an die direkte Einmischung von Pflicht oder Recht, in etwas, was mit Pflicht und Recht nicht das geringste zu tun hat. Wenn ich mich für den Verstand entschlossen hatte, mußte ich ihm auch treu bleiben. Die letzten Tage hatten mir eines offenbart: Ich wollte Susana aus vielen Gründen wiedergewinnen; aber ich wollte sie für mich wiedergewinnen, mit ihrem ganzen Wesen, wirklich, mit ihrer Freiheit, ihrem ausdrücklichen Wunsch mich zu lieben, und es spielte dabei keine Rolle, ob es mit der etwas behäbigen und vorsichtigen Liebe derer, die sich schon lange kannten, geschah. Ich wollte sie nicht verlieren. Das war alles. Und ich war mir darüber im klaren, daß ich es war, der sie an diesen Punkt gebracht hatte. Übertreiben hatte auch keinen Sinn: Santiago war nie mehr als ein Vorwand, ein Rettungsanker gewesen, an den sie sich klammerte, als sie zu ertrinken drohte. Santiago war ein anderes Thema. Ein anderes Problem. Wie schaffte ich es bloß, so gelassen zu denken? Und meine Wut, mein Groll, diese dunklen Erschütterungen, die mich aufwühlten und sich überschnitten? Gab es die denn nicht? Doch, natürlich. Aber ich schob sie beiseite. Nicht aus Gutmütigkeit. Auch nicht, um nicht den Verstand zu verlieren. Auch nicht aus Masochismus. Bestimmt nicht. Für alles

gibt es immer eine Erklärung. Das ist vielleicht das wirkliche Ausmaß des Schreckens. Sogar mein Scharfsinn, meine damalige fast krankhafte Suche nach dem Verstand, waren erklärlich. Und falls es immernoch nicht klar sein sollte, sollte ich es besser jetzt klarstellen: Ich war an einem Punkt in meinem Leben angekommen, in dem ich keine Schutzmechanismen mehr hatte, das heißt mir nichts mehr vorlügen konnte. Ich war dreiunddreißig Jahre alt. So alt wie Christus? Reiner Zufall. Tatsache ist, daß ich in diesem Alter wie festgenagelt war: In einer Stadt wie der meinigen, mit einem Leben, wie ich es beschrieben habe, gleichgültig und leicht, ohne große Ziele oder Vorhaben, mit der inneren Überzeugung, daß in der Zukunft, das heißt der zweiten Hälfte meines Lebensweges, den ich noch bis zu meinem Tod vor mir hatte, nichts bedeutend besser, bedeutend anders als bisher sein würde, so daß mir nichts anderes übrigblieb, als jegliche Verschlechterung zu vermeiden. Es galt zu retten, was zu retten war. Die endgültige Kreuzigung zu umgehen. Ich hatte keine großen Projekte, aber ich hatte welche. Besonders eins: Ich wollte unbedingt weiterleben. Susana war meine Garantie. Ich mußte also einen klaren Kopf bewahren. Und deshalb war ich auch gezwungen, den blindwütigen, gewalttätigen Impulsen, die mich

bedrängten, Einhalt zu gebieten. Ich glaubte nicht mehr an die zweite Chance, daran, mein Leben ohne sie neu zu gestalten. Ich hatte um mich herum zuviel Leid und Selbstbetrug bei dieser Art von Suche erlebt. Deshalb zog ich es vor, das einzig Vernünftige zu tun: Susana, bei der aus einem inneren, verständlichen und parallel ablaufenden Prozeß wieder Wünsche und Bedürfnisse aufgetaucht waren, wiederzugewinnen, sie vorsichtig und sanft zurückzuerobern, sie aus eigenen Stücken kommen zu lassen, ohne Zwang ohne unnötiges Getöse, das sie in die Flucht, von mir wegjagen könnte, und das vielleicht für immer.

Angesichts der Vorkommnisse, die ich an diesem Tag entdeckte, erschien mir die Idee mit der Reise an den Strand als idiotisch. Susana wie sie im Sand lag, dem Meer gegenüber, neben mir unter der schon erwähnten brennenden Sonne, und den brausenden Wellen zuhörte, den brechenden Schaum beobachtete und hinter dem Gelbgrün oder Türkis manchmal einen Schwarm Pelikane oder Möwen mit den Augen begleitete. Die dunkelhäutigen Fischer bei ihrem Balanceakt in ihren winzigen Einbäumen, die von der Ebbe hinterlassenen Muscheln und Schnecken, der Jod-und Salzgeruch und sie, goldbraungebrannt,

Wassertröpfchen auf der Haut, das Haar von der Meeresbrise leicht durcheinandergewirbelt, so sah ich sie, aber ich sah sie leer, abwesend, ihr eigenes Abbild, denn ihre Gedanken wären woanders, in den hohen Bergen der Kordillere, in der langgestreckten, gewundenen Stadt mit den Schluchten, in dem Haus, in unserem Haus, wo ein anderer Mann von ihr am Strand träumen würde, genauso und genau an demselben Platz, an dem ich mir diese ganze Situation, die jetzt nicht mehr zustandekommen würde, die lieber nicht zustandekommen sollte, vorstellte. Ich wollte keine leere Susana. Und auch keine derart leere Landschaft. Die Fahrt ans Meer war ein idiotischer Ausweg. Das war mir völlig klar. Lieber wollte ich Susana das ersparen, was ich vor Jahren, auch in den Ferien, in der ersten Zeit mit Marcela, selbst erlebt hatte. Es war nicht am Meer. Es war in einem grünen feuchten Tal mit einer schwarzblauen Felsenschlucht, durch die ein wildtösender Fluß brauste. Wasser, Felsen und darüber das Grün. Auf der gegenüberliegenden Seite Wasserfälle, Quellen, moosbedeckte Hügel, Steilhänge und Felsnadeln, der schneebedeckte Berg und darüber der runde blauweiße Himmel, gegen den sich die Berge wie im Scherenschnitt abzeichneten. Alles, um glücklich zu sein. Neben mir Susana und unser erstes, damals noch sehr kleines

Kind. Aber ich war abwesend. Und entsprechend schlecht gelaunt. Hatte nur einen einzigen Wunsch, so schnell wie möglich in die Stadt zurückzukehren. Aber ich werde nicht mehr von Marcela sprechen. Denn sie war schon aus meinem Leben ausgeschieden. Marcela war damals nicht mehr als das Gesicht, das mich eines Morgens in einem unerwarteten Zusammentreffen haßerfüllt vom Fenster eines blauen Autos anschaute. Sie war von drei Kindern und einem Mann begleitet, den ich nicht sehen wollte. Ihre Zeit in meinem Leben war vorüber. Sie zählte nicht mehr. Vielleicht ist das der wahre Charakter der modernen Liebe. Ihre Unbeständigkeit und Flüchtigkeit. Oder vielleicht war es schon immer so. Und nie ist es uns gelungen die uralte, impulsive Erinnerung des Männchens zu vergessen, das einem gesichtslosen Weibchen auflauert und nachstellt, weil ihm sein Instinkt sagt, daß es ein Weibchen ist und weil er ein Weibchen braucht; ein Weibchen, das einen Tag so, am nächsten Tag ganz anders und manchmal auch ein und dasselbe ist. Und manchmal wieder dasselbe wird. Wenn das jemand wußte, war ich es.

Ich rekapitulierte: Weder überstürzte Reisen, noch überstürzte Beichten oder Besserungsabsichten waren die Lösung. Besser

war es am Anfang, das heißt am Ende anzufangen. Santiago loswerden. Und die Zeit verstreichen lassen. Für die Reisen und Beichten war es dann immer noch Zeit. Sie waren nötig. Besser war es, den Knoten zu zerschneiden, um das Knäuel zu entwirren. Andres hatte sich Santiago mit olympischer Leichtigkeit vom Hals geschafft. Mit olympischer Leichtigkeit würde ich ihn zurückgeben. Das war alles. War es ein feiger Ausweg? Nein, natürlich nicht. Ich war damals zu stolz, um das anzuerkennen. Und nicht nur das, ich war nicht einmal bereit die Bedeutung des Wortes Feigheit anzuerkennen. Ich gehörte eindeutig nicht zu der Gattung Santiagos, um mit derartigen Hilfsmitteln anzugreifen oder mich zu verteidigen. Feigheit und Mut schienen mir die beiden Seiten derselben Medaille zu sein: Der Ausbruch des Irrationalen, des Ungewöhnlichen, des in der menschlichen Erfahrung nicht Vorgesehenen. Ein Sprung ins Feuer oder eine übereilte Flucht schienen mir sinnlose Taten zu sein. Und es war mir egal, was die angeblichen Helden oder Feiglinge ihrerseits dachten.

Gegen Abend landete ich im Café. Die Kälte und der Nieselregen hatten die Kundschaft in den Innenraum verbannt. Hinter der mit Käse, Broten und Schinken gefüllten Auslage konnte man sie

sehen; farbig, fröhlich, schwatzend, saßen sie um die Tische gedrängt. Kaffeehausatmosphäre. Das gelbe Licht der Deckenlampen, das weiße Licht aus dem Hintergrund, die verschwommenen Bilder über den Wandspiegeln, der warme Dunst, der sich an diesem Abend aus der winterlichen Feuchtigkeit und dem Zigarettenrauch gebildet hatte. Draußen saß, unter einem tropfenden Sonnenschirm nur noch ein vor Kälte blaues Hippypaar, in dicke orangefarbene Anoraks eingehüllt. Er bärtig und langhaarig, sie schlank und blond, er mit Pfeife, sie mit einer Zigarette; sie betrachteten sich und den Abend, saßen gleichgültig und ruhig neben ihren schmutzigen, zerrissenen Rucksäcken, hatten nur wenig. Aber dieses Wenige war alles für sie. Im Vorbeigehen verstand ich sie bestens. Ich fand Rodrigo an einem kleinen Tisch. Er sah gelangweilt und nicht sehr gesprächig aus. Sein Gesicht war von Müdigkeit gezeichnet, die Brille herabgerutscht, der Blick gesenkt. Er trank ein Bier. Ich machte es mir ihm gegenüber bequem und bat den Kellner um einen Milchkaffee. Milchkaffee oder Capuccino, das war egal. Nein, Rodrigo war nicht von Müdigkeit gezeichnet. Es war Melancholie, gab er mir zu verstehen. Seine letzte Eroberung war gescheitert. Ich fragte ihn nach Andres. Er sagte mir, daß er in einer Stunde

kommen würde. Und tatsächlich kam er. Er brüstete sich mit seiner Pünktlichkeit bei seinen Verabredungen. Er meinte, daß ihn das deutlich von seinen Landsleuten unterschied. Wie üblich begrüßte er uns mit einem leisen, ernststen Kommentar der letzten politischen Gerüchte. Er sprach von dem bevorstehenden Staatsstreich, den die Militärs vorbereiteten, und von dem die ganze Stadt wußte. Nichts Neues, sondern etwas, was sich regelmäßig wiederholte. Ein garantiertes folkloristisches Element. Dann beklagte er sich über die mangelnden Garantien für neue Privatunternehmen. Dann über das Wetter. Er war zuverlässig. Als er geendet hatte, erklärte ich ihm ohne lange Vorrede, daß ich unseren Freund nicht mehr länger bei mir unterbringen konnte. Anfangs fügte ich keine Einzelheiten hinzu und machte auch keine Entschuldigungen geltend. Ich wollte ihn überraschen. Ich sagte ihm, daß, wenn er ihn, wie versprochen, in wenigen Tagen außer Landes schaffen würde, es am besten wäre, ihn in der Nähe zu haben, bei sich zu haben: Schließlich gehörten die Leute, die bei ihm ein- und ausgingen, demselben Bekanntenkreis an. Falls sie Santiagos Anwesenheit bemerken sollten, wären sie keinesfalls fähig ihn zu melden. Meine schwache Logik kümmerte mich nicht. Andres war wirklich völlig überrascht. Er blickte mich streng an. Aber bevor er zu

seiner unvermeidlichen Rede ansetzen konnte, schlug Rodrigo vor, daß wir lieber gehen sollten. Es schien ihm nicht angebracht, ein so heikles Thema unter so vielen Augen und Ohren zu diskutieren. Er rief den Kellner und zahlte. Wir verließen das Café. "Laßt uns mit meinem Auto zu einem ruhigen Ort fahren", schlug er vor. Unparteiisch, gelassen bewahrte er Santiago und mir gegenüber den nötigen Abstand. Nicht eine Sekunde lang kam er auf die Idee, daß er Santiago gegenüber genauso verpflichtet und verantwortlich war wie wir. Pflichten? Verantwortung? Wir werden nie den richtigen Ausdruck finden. Warum und auf welcher Grundlage? Ich nehme an, daß es kein Wort für das verwirrende Spiel von Gewissensbissen und Eitelkeit gab, das Andres und mich drängte, Santiago zu helfen und von dem sich Rodrigo mit erstaunlicher Natürlichkeit fernhielt. Rodrigo war das bequeme Mitglied des Kreises. Ein Freundeskreis, das weiß ich jetzt, ist eine Bühne, auf der die verschiedenen Rollen einigermaßen erfolgreich gespielt werden müssen. Handelte es sich bei ihm um Bequemlichkeit, Zynismus? Wieder diese hohlen Worte. Aber hätten wir ihn darum gebeten, Santiago bei sich aufzunehmen bis sich die Wogen geglättet hätten und wir ihn außer Landes geschafft hätten, hätte er

ohne zu zögern abgelehnt und gesagt, er habe Angst mit der Polizei Schwierigkeiten zu bekommen.

Wir fuhren an keinen bestimmten Ort. Kurvten nur in einem Wohnviertel der Stadt herum. Dunkelheit, Nebel, Regen, Autos, die die steilen Straßen erklimmen. Die neuen Häuser wie enorme schweigende Kirchen mit spitzen Dächern, weißen oder roten Ziegelsteinmauern, aktualisiertes, stilisiertes Alter, dieser neue Glanz ohne Vergangenheit, der sich auf diese Art eine zulegen wollte; diese ganze, hinter dicke Steinmauern, schmiedeeiserne Gitter verbannte und natürlich von Hunden bewachte Einsamkeit. Unten die Lichter der wirklichen Stadt, wie im Nebel aufgelöst. Es war Rodrigos normale Strecke. In seinem Auto, ich auf dem Beifahrersitz, Andres hinten, lauschten wir drei schweigend, ohne richtig zuzuhören der blödsinnigen Musik, die aus dem Radio tönte. Eine Art spontane Verbindungslosigkeit, die sich beim Verlassen des Cafés ergeben hatte, hinderte uns am Reden. Aber Andres und ich führten natürlich, wie zu erwarten, ein stilles Zwiegespräch. Sicher fragte er mich die ganze Zeit in Gedanken über meine angeblichen Befürchtungen aus und sagte mir dabei, daß er den Argumenten, die ich ihm vorlegen würde, um mich von meinem

Angebot zurückzuziehen, sowieso keinen Glauben schenken würde, und daß er nicht wissen wolle, worum es ginge, da sich dahinter nur Furcht verstecken konnte. Was hätte er mir sonst sagen sollen? In dieser Art telepathischer Kommunikation, die sich zwischen uns beiden aus dem einfachen Grund entwickelt hatte, daß wir beide unter den gegebenen Umständen die unvermeidlichen Worte kannten, die wir demnächst wechseln mußten, antwortete ich ihm auch in Gedanken, daß mir seine Gedankengänge egal seien, da ich meinen Entschluß schon getroffen hätte. Schließlich ergriff Andres wie aus dem Schatten heraus das Wort.

“Also gut”, sagte er, “sicher hast du deine Gründe, aber als dein Freund bitte ich dich um eine Frist von einer Woche, so wie wir es abgemacht haben. Vorher geht es nicht. .. Ich habe soviel zu tun, so viele Dinge zu klären. Außerdem habe ich einen neuen Gast im Haus, verstehst du?”. Ich war nicht bereit, auch nur das Geringste zu verstehen. Noch ohne meinen Rückzieher zu erklären und ohne seinen Entschuldigungen Glauben zu schenken, antwortete ich ihm, daß etwas anderes versucht werden mußte, daß Santiago auf einen Hof, ein Landgut gebracht werden könnte, oder so etwas. Ich

verstand, daß damit neue Leute zu Komplizen gemacht würden, die Situation mit unnützen Fahrten in die Umgebung der Stadt erschwert würde, und viele unvorhergesehene Schwierigkeiten auftauchen könnten. Ich schwieg, um Andres Antwort oder einen Vorschlag von Rodrigo abzuwarten. Aber Andres antwortete nicht und Rodrigo machte keinen Vorschlag. Und wieder war es die klebrige, schwerfällige Musik aus dem Radio mit den süßlichen Streichern im Hintergrund, die typische Untermalung der kitschigen Filme von Lelouche. Und wieder näherten und entfernten sich die Lichter der Stadt verschwommen durch den Nebel. Der Regen wurde schwächer. "Jetzt sind Susana und Santiago zusammen und lächeln einander zu" flüsterte mir ein Gedanke ins Ohr, den ich nicht unterdrücken wollte. Lustlos startete ich durch die Windschutzscheibe. Ich war kein willensstarker Mann, das stellte ich gerade wieder fest. Ganz langsam fuhr Rodrigo diesen langen Hang entlang, der sich im Nebel verlor. An regenlosen Abenden konnte man von hier aus Richtung Süden blicken, in das orangerote Licht einer untergehenden Sonne über dem Vulkan, die dichtgedrängten Häuser und Gebäude vor dem runden Profil des Wahrzeichens, des Hügels, der vor kurzem mit einer riesigen geflügelten Jungfrau, die die Fremden mit einem Engel

verwechselten, gekrönt worden war. All das eingetaucht in den sanften, weichen, bläulichen Dunst der Abenddämmerung. Ich liebte diese Landschaft, das weiß ich noch. Aber in dieser Nacht erschien sie mir wie ein vager, trauriger Traum. "Jetzt sieht Susana ihn an, entdeckt seinen festen Managerausdruck, die freundlichen Gesichtszüge eines jungen Managers" flüsterte es erneut in mir. Rodrigo bog nach Westen ab. Wir würden nun im flachen Teil der Stadt weiterfahren. In der Ferne drehten sich wie hinter einer dunklen Fensterscheibe die grünen, roten und gelben Lichter der Karrussells eines Jahrmarkts. Es war unglaublich. Weder die Kälte noch der Nieselregen brachten sie zum Stillstand.

"Also was machen wir nun mit Santiago?" fragte ich unversehens.

"Ich habe es dir doch schon gesagt" antwortete Andres sofort.

"Behalt ihn noch eine Woche".

Ich schwieg. Kurz darauf fing Rodrigo an, unbedeutende Kommentare zu machen. Er wollte die Lage entschärfen. Für ihn war die Sache geklärt. Er wollte sich nicht den Abend mit unnötigen Spannungen und Mißverständnissen verderben lassen. Wir näherten uns dem Jahrmarkt. Fahren durch ein paar benachbarte Straßen. In den überdachten Karrussells waren Leute. Das Riesenrad und der Tintenfisch, hell beleuchtet aber leer, drehten

sich trotzdem weiter. Um diese Zeit war sicher in der Straße mit den neuen Restaurants einiges los. Und die Diskotheken würden aufmachen. Und die Bars und Spielkasinos. Und die Folkloreshows. In der Kälte der Gebirgsstadt begann das Angebot der Freude. Es drängte sich auf. Wie sollte man ihm entkommen? Fröhlich, oberflächlich, grell dröhnte der Geist der neuen Zeit durch die Nacht. Immer würde es an Zeit und Geld mangeln, um ihn bei soviel Krach, Aufruhr und Bonanza zu erfassen. Unter derartigen Umständen mischte sich niemand in fremde Unbill ein. Niemand wollte sein Recht auf das Glück gefährden, seinen persönlichen Anteil mit den Ängsten der anderen belasten. Das kann ich versichern. So war es. Ich lasse mir nichts vorlügen. Ein Typ, der Hilfe brauchte, war ein Störfaktor. Nicht nur ein schlechtes Zeichen, sondern fast ein Vorzeichen. Was konnte noch über Santiago gesagt werden? Rodrigo war nach Norden abgebogen. Er wollte lieber noch eine Runde drehen, bevor er dieses Treffen mit dem etwas abrupten Schluß beendete. Wir fuhren am Flughafen entlang. Ein Kreisverkehr. Mittelstreifen. Kleine Bäume. Auf der anderen Seite Wohnhäuser mit Gärten und einfachen Gittern. Während ich dachte, es hätte keinen Sinn weiter zu beharren oder einen glaubwürdigen Vorwand zu erfinden, um Andres meinen

Entschluß aufzuzwingen, hörte ich wie er vom Hintersitz aus unerwartet und ziemlich gelassen, weniger ernst und getragen als sonst sagte:

“Nun gut, wenn du wirklich Santiago keine Minute länger verstecken kannst, dann muß ich ihn wohl mitnehmen. Er wird dann eben ein weiterer Gast in meinem Haus sein, aber ich arrangiere das schon.”

Das war nicht Andres, der da sprach. Irgendeine dunkle Sehnsucht hatten ihm diese Worte, die ich nie erwartet hatte, in den Mund gelegt. Ohne daß ich auf meinem ursprünglichen Anliegen beharrt hatte, ohne daß ich auch nur den Mund geöffnet hatte, um ein einziges Wort zu verlieren, hatte er mir von sich aus, auf eigene Gefahr hin, einen Ausweg angeboten. Natürlich hatte er mit dem “nicht eine Minute länger” vorgebaut, aber trotzdem lagen in diesem Augenblick die Initiative und auch die endgültige Entscheidung bei mir. Ich hätte nur etwas gleichgültig sagen müssen: “Ist gut, nimm ihn mit”, und er hätte keine andere Wahl gehabt, als Santiago zu sich nach Haus zu nehmen. Aber ich hatte einfach keine Lust, es zu sagen. Es war eine Kraftprobe: Seine Schwäche gegen meine Schwäche. Und allen meinen Plänen zum Trotz, wider jegliche Vernunft, zog ich es vor zu verlieren.

“Nein. Mach dir keine Sorgen. Vergiß es, ich bringe ihn unter, solange es nötig ist” sagte ich entgegen meinem Plan. Ich hatte also genau das Gegenteil von dem behauptet, was ich hätte behaupten sollen. Und das war mein erster freiwilliger Konkurs. Der wahre. Der erste in dieser Geschichte. Es war kein Ausrutscher. Es war das, was ich sagen mußte.

Plötzlich brach meine “Verstandesschärfe” zusammen. Wich der Mutlosigkeit. Ich kam mir lächerlich vor. Ich wußte, daß ich lächerlich war. Es war geschehen, bevor ich das Café betreten hatte. Dann sah ich mich wie mit fremden Augen in einem, auf Raten gekauften, japanischen Auto, zwischen Andres und Rodrigo, ziellos durch die Neustadt fahren, mein inneres Gleichgewicht immer auf der Kippe bei dem Versuch etwas zu retten, was sowieso schon verloren war, sich in der müßigen Zeit, dem Überdruß der Tage, dem Mißtrauen, dem mangelnden Glauben, der Gewohnheit abgenutzt hatte; nicht nur Susanas Liebe und meine Liebe zu ihr, die jetzt so zerbrechlich war, daß sie keiner Belastung, keinem Stoß, keiner falschen Bewegung oder wie man das, was nun geschehen würde, nennen sollte, standgehalten hätte. Und vor allem nicht dieser Person, die ich mit meinen

dreiunddreißig Jahren - rein zufällig Christus Alter - war, und die mir durch die Finger rann, sich auflöste und die ich keiner Belastungsprobe aussetzen wollte, die sie endgültig aufgelöst und zersetzt hätte. Ich spreche von dem, der sich in diesem Augenblick heimlich, gewunden und ungläubig auf die Suche gemacht hatte, auf die Suche nach der Hilfe seiner beiden Freunde Andres und Rodrigo, mit denen ihn jetzt in der Tat keine Zuneigung mehr verband; die er in der Tat mit kritischer Distanz fast mit Verachtung betrachtete, ohne genau zu wissen warum, und ohne daß "kritisch" und "Verachtung" die richtigen Worte gewesen wären, denn wie viele andere Worte, zum Beispiel Mut und Feigheit, Gut und Böse, an die er früher geglaubt hatte, und die ihn in gewisser Weise charakterisiert hatten, waren sie in seinen Ohren jetzt nur noch hohle Worte. Ich spreche von einem, der das Gefühl hatte, zusammen mit seinen Worten, Neigungen und Träumen, auch wenn sie noch so prekär waren, verlorenzugehen: Und auch in seiner Stadt, dieser sich ändernden, anderen Stadt verlorenzugehen, die sich ihm ebenfalls entzog und immer verriet. Ich spreche von einem, der sich im Wirbel der neuen Zeit - die, das darf nicht vergessen werden, einige ins LSD und in die Amphetamine, andere in den Run auf das große Geld oder die

Macht getrieben hatte - mit äußerst verdächtiger, mit armseliger Verstandesschärfe und auf Kosten von Mutlosigkeit und Sehnsucht, die er von Zeit zu Zeit mit Spielen und kleinen, unnützen Risiken auflockerte, gegen die Veränderung sträubte. Aber Schluß jetzt mit der Gefühlsduselei. Ich sagte, daß ich mir bei meinem Versuch, mir Santiago mit diesen flehentlichen Spitzfindigkeiten vom Hals zu schaffen, lächerlich vorkam. Ich glaube, daß ich im Grunde müde, bodenlos müde war. Es war die Faulheit der Zukunft, die mich plötzlich überkommen hatte. Die erahnte Schwere dieser grauen, widerspenstigen Last, die ich zu tragen hätte, egal wie die Alternativen aussahen, die der Zufall, das Glück oder Pech, für mich bereithielt. Einerseits wußte ich, daß ich einen Ausrutscher Susanas weder tolerieren noch verzeihen würde. Die plötzliche Dringlichkeit, mit der ich sie brauchte, machte es nur zu deutlich. Die Vernunft hat Grenzen, die schnell vom Instinkt vereinnahmt werden. Andererseits war es so, daß, wenn nichts von dem, was ich mir vorstellte, eintraf, und es mir, wie gesagt, gelänge zu retten, was zu retten war - damit meine ich meine übel zugerichtete Person und das, worauf sie sich stützte, mein Zuhause, meine Frau, meine Kinder, deren unvorhersagbare

Zukunft, meinen dunklen Platz in der Welt - würde ich dann längere Zeit ruhig und zufrieden sein?

Zu diesem Zeitpunkt glaube ich nicht, daß ich so gedacht habe. Es ist sehr unwahrscheinlich. Ich war zu müde. Und ich erinnere mich, daß ich nicht denken wollte.

Als ich nach Haus kam, hatten sich alle schon schlafen gelegt. Zu früh, sagte ich mir. Es war gerade erst zehn. Ich irrte mich. In Santiagos Zimmer brannte Licht. Dann hörte ich das Klappern einer Schreibmaschine. Er hatte sicher kurz unterbrochen, als er mich kommen hörte. "Er schreibt nach Puerto Rico", murmelte ich spöttisch. Ich hing eine Weile in den Kinderzimmern herum. Sie schliefen. Ich sah ihre kleinen Körper im Lichtschein, der von der Straße hereinfiel. Still, schutzlos, in der Nacht verlassen, atmeten, existierten sie in ihren Betten. Ich trat nicht an sie heran, um sie nicht zu wecken. Ich ging weiter zu meinem Zimmer. Susana war wach. "Schläfst du"? begrüßte ich sie.

"Nein, ich habe gerade eben das Licht ausgemacht" sagte sie und knipste die Nachttischlampe an. "Ich habe auf dich gewartet. Hattest du heute viel zu tun?" fügte sie zweifelnd hinzu. "Ich war mit

Andres und Rodrigo zusammen" antwortete ich und war überzeugt, sie würde es nicht glauben.

"Du triffst dich oft mit ihnen" sagte sie, damit mir die Zweideutigkeit ihrer Worte klar wurde.

"Manchmal".

Ihre aggressive, provozierende Haltung schien sie selbst zu verwirren, und nach einer kurzen Stille fragte sie mich in einem anderen Ton:

"Wenn du noch nichts gegessen hast, kann ich dir was machen."

"Keine Sorge, ich habe schon gegessen" log ich. Das war ungeschickt von mir. Ihr Verdacht keimte wieder auf. Oder besser gesagt, dieser plötzliche Drang, mir ihren Verdacht zu zeigen.

"Ach so, du hast schon gegessen.. ich verstehe.. Wenn du mittags nicht nach Hause kommst, ißt du dann auch mit deinen Freunden?"

"Komm Susana, was hast du? Du weißt doch, daß ich im Büro bleibe, wenn ich viel zu tun habe", entgegnete ich.

"Dann machen wohl die Sekretärinnen das Mittagessen" sagte sie, indem sie jedes einzelne Wort einzusaugen schien. Es war eine unbekannte, vulgäre Susana, die so sprach. Die ganzen Unsicherheiten, Gerüchte, der unterschwellige Groll, alles, was

sich im Laufe der Jahre angesammelt hatte, schien plötzlich in ihr hochzukommen. Und sie hatte die Kontrolle verloren. Aus einer dummen paradoxen Situation heraus kamen ihre Vorwürfe so zur Unzeit, und genau in diesen Tagen, wo sie wirklich keinen Grund hatte, an mir zu zweifeln. Tatsache ist, daß sie gar nicht an mir zweifelte. Sie zweifelte an sich selbst. Sie war innerlich so aufgewühlt, daß sie mithilfe eines obskuren Übertragungsmechanismus unsere Rollen tauschte und ihre Unsicherheit auf mich projizierte.

“Du suchst nach Erklärungen” wagte ich zu sagen. “Was für Erklärungen?” stotterte sie.

Ich wollte zum Gegenangriff übergehen. Wollte sie nach ihren neusten Geigenkonzerten fragen. Ihr Dinge über Santiago an den Kopf werfen. Ich schwieg ohne Gewissensbisse: Zum ersten Mal seit langem und dank meiner neuen, vor kurzem eingetretenen Müdigkeit konnte ich beruhigt schweigen, Selbstgespräche ohne Gewissensbisse führen. Während ich mich in Schweigen gehüllt, wie unter einer schalldichten Glocke, auszog, fühlte ich Susanas ausweichenden Blick, ihr Unbehagen, ihre zurückgehaltene Verwirrung. Auch sie schwieg nun. Kurz danach machte sie das Licht aus. Kurz darauf glaubte ich, sie beten zu hören.

Am nächsten Tag ging ich wieder ins Büro. Ich nehme an, daß ich für meine schnelle Rückkehr irgendeine Erklärung fand. Ich weiß es nicht mehr genau. Ist auch nicht nötig. Aber ich habe den Eindruck, daß die Müdigkeit und Schlappeheit mich verfolgten. Von dem, was dann kam, erinnere ich nur ein einziges Bild: Eine blaße, fast weiße Stadt im Winterlicht. Ein grauweißer Himmel, fast einförmig. Dunkle Fichten und Eukalyptusbäume. Die Straßen nach dem Regen, gewaschen, schwarz. Klare Luft, kein Nebel, weite Sicht bis hinten an die blauen Berge. All das, was das Winterlicht möglich macht: Das abrupte, fast tragische Spiel der Kontraste: weiß auf schwarz, grün auf blau, alles wie eingerahmt und makellos. Alles so ruhig und tragisch.

Ich glaube, es war an diesem Nachmittag, oder war es an einem anderen, aber das ist jetzt egal, als ich, ohne zu wissen, was ich eigentlich sagte, Susana irgendeine Schmeichelei zuflüsterte, die mir zu einem anderen Zeitpunkt falsch und lächerlich erschienen wäre: Ich bat sie, sich irgendetwas zu wünschen, Schmuck, ein kleines Auto wie meins; das Haus auf dem Hügel konnte warten. Ich insistierte nicht, fügte auch nichts hinzu.

Ich glaube es war am Morgen darauf, oder war es an einem anderen, aber das ist jetzt egal, als ich Santiago etwas über die polizeilichen Nachforschungen vorlog. Ich log ihm vor, daß sie dabei seien, die Häuser seiner Freunde zu durchsuchen, eins nach dem anderen und ganz genau. Ich warnte ihn auch, nicht zu telefonieren und sich nicht den Fenstern zu nähern.

Ich glaube am Freitag abend, oder war es am Sonnabend, aber das ist jetzt egal, drängte ich Susana regelrecht zu einem Restaurantbesuch in einem klimatisierten Penthouse, von dem man die ganze Stadt überblicken konnte, und dann in einige neue Diskotheken, die sie noch nicht kannte. Ich machte sie schnell betrunken. Ich betäubte sie schnell mit den Bewegungen, den Lichtern, der dröhnenden Musik der elektrischen Gitarren, Bongos und ungeschliffenen Stimmen der neuen Jugend. Ich brauchte nicht lange, bis ich sie an mich drücken konnte, bis sie lachte, wie sie noch nie in ihrem Leben gelacht hatte, bis ihr vor Lachen die Tränen kamen. Und wieder einmal wurde mir klar, daß manchmal die Freude das genaue Gegenteil ist, der Bedarf nach Freude.

Am darauffolgenden Abend - Sonntag oder Montag - überredete ich Susana, mit mir ins Kino zu gehen. Blöde Filme. Ich glaube, wir lasen nicht einmal die Untertitel. Aber wir blieben bis zum Schluß. Wir gingen hinaus. Ich fuhr im nordöstlichen Teil der Stadt herum. An einem Wald entlang. Oder an dem, was davon übriggeblieben war. Ich erinnerte Susana daran, daß wir einmal im Wald, vor so vielen Jahren ...

Ich schwieg. Etwas weiter vorn hielt ich das Auto an. Ich zwang sie auszusteigen. Führte sie in den Eukalyptuswald und die feuchte Erde. Es hatte den verzweifelten Geschmack einer Vergewaltigung. Wir sprachen nicht auf dem Rückweg.

Ich stellte fest, daß Susana anfang mich zu fürchten.

Ich stellte fest, daß die Kinder anfangen mich zu fürchten. Ich brüllte viel herum. Fand meinerseits, daß sie ungezogen und weinerlich waren. Sicher habe ich sie auch bestraft.

Ich stellte fest, daß ich anfang mich selbst zu fürchten.

Dienstagnachmittag - oder war es Mittwoch - riet Lopez mir, nicht betrunken im Büro zu erscheinen.

Ich träumte von einem Theater: Ein Schauspieler ohne Boden und ohne Bühne fuchtelte, gestikulierte mit den Händen in der Luft herum.

Am Donnerstag oder Freitag morgen versuchte ich Andres zu erreichen. Er mied mich. Ließ sich am Telefon verleugnen. Ich insistierte nicht.

Wieder log ich Santiago etwas vor. Ich sagte ihm, daß wir ihn in den nächsten Tagen an einen sicheren Ort bringen müßten. Die Polizei habe neue Spuren gefunden.

Ich fuchtelte in der Luft herum. Meine Person fuchtelte in der Luft herum. Es war kein Traum.

Stück für Stück sah ich, wie Santiago zusammenbrach. Er war angespannt und irritiert. Dennoch redete er ununterbrochen vom "Mut", vom "Wahren" von den "lebenswichtigen Erfahrungen". Das war sein Credo. Er klammerte sich daran wie nie zuvor. Sicher hatte er schon gemerkt, daß es das letzte war, was ihm noch blieb. Auch er hatte seinen Boden und seine Bühne verloren. Und fuchtelte verzweifelt in der Luft herum.

Ich beobachtete Santiago.

Und beobachtete Susana.

Folgender Gedanke kam mir in den Sinn: "Die beiden haben jetzt einen Umweg gemacht und suchen einander vom anderen Ende her, sie suchen sich jetzt auf der Seite der Angst."

Eines Tages kam ich pünktlich zum Mittagessen nach Haus. Das Dienstmädchen war nicht da. Die Kinder in der Schule. Ganztagschule, natürlich. Wir aßen zu dritt: Susana Santiago gegenüber, ich am Kopfende des Tisches. Ich weiß noch, daß ich vom Regen sprach. Viel vom Regen sprach. Es ist unglaublich, wieviel man über den Regen sagen kann. Ich betrachte mich als Experten auf diesem Thema. erinnerte sogar die Daten der berühmtesten Unwetter. Erwähnte den Erdrutsch, der sich einen langen Abhang ausgesucht und auf seinem Weg Dutzende von Fahrzeugen mitgerissen hatte. Erwähnte die Oktober- und die Februarstürme. Den Nachmittag, an dem die Stadt vom Hagel weiß geworden war. Es sah aus, als hätte es geschneit. Und das war so: Es waren nicht die Schneeflocken anderer Breitengrade, es war einfach nur dichter Hagel, der die Stadt bedeckte, und sie ganz anders aussehen ließ. Natürlich waren dabei auch ein paar Dächer eingestürzt. Sicher habe ich auch andere Unwetter erwähnt. Ich hätte ihnen unter Ausnutzung ihres Schweigens noch vielmehr darüber erzählen sollen. Das hieß jedoch nicht, daß ich sie nicht

die ganze Zeit beobachtete. Das hieß jedoch nicht, daß ich nicht ihre Verwirrung und ihre Scham bemerkte. Ihre Schuld. Ich kannte Susana zu gut. Was Santiago betrifft: Diese leichte Grimasse, die sein Gesicht in die Länge zog, diese merkwürdige Geistesabwesenheit reichten mir.

Es hatte keinen Sinn zur Gewalt zu greifen. Sie waren zahm, schuldig, sie waren jetzt jemand anders, sie waren zu zweit, anders miteinander und mit ihrer Qual. Ich habe ja schon gesagt, daß ich den Tangofinalen keinen Glauben schenke. Sie schmecken so nach patriotischer Ruhmestat. Nach etwas, was sich der Verteidigung der Institutionen annimmt. Und darum ging es nicht. Die beiden waren schon zu zweit miteinander und mit ihrer ungewissen Zukunft. Ich rief mir einen alten Spruch ins Gedächtnis: "Wenn man handeln will, darf man nicht überlegen, nicht einmal eine Sekunde lang." Ich war wirklich müde; aber ich konnte nicht aufhören zu denken. Als mir bei dem Versuch so zu tun, als hätte ich nichts mitbekommen, übel wurde, verließ ich das Haus.

Ich ging ziellos durch die mit Autos vollgepackten Straßen. Die Angestellten kehrten in ihre Büros zurück.

Etwas später landete ich in einem Kino.

Von dem Film sah ich nichts. Ich ging wieder hinaus.

Wieder ging ich ziellos durch die Straßen. Es regnete nicht mehr.

Der Himmel war weiß und gleichförmig, habe ich gesagt. Das

Winterlicht war geisterhaft, habe ich gesagt.

Ich ließ mich in ein Café treiben. Ich war noch nie darin gewesen.

Rechteckige Resopaltische, Zweierbänke mit Kunststoffbezügen.

Es sah aus wie ein Eisenbahnabteil. Die Kellnerinnen trugen

weiße Schürzen und rote Mützen. Ich bestellte einen schwarzen

Kaffee. Es waren wenig Leute da. Hinter der gut ausgestatteten Bar

eine Spiegelwand. Ich bemerkte den abgeschalteten Fernseher

am Eingang. Ich bemerkte den schwarzen Kasten des

Münztelefons an der gegenüberliegenden Wand. Ich hatte mich

immer schon darüber gewundert, daß die Wählscheibe der

Telefone einem kleinen Roulette glich, dessen Zeiger nach dem

Wählen unweigerlich auf der Null landete. Es gab auch ein großes

Fenster. Wie müde ich doch war. Ich wollte nicht denken. Aber aus

weiter Entfernung, wie vom anderen Ende eines Bergstollens,

tauchte ein Gedanke bei mir auf: "Und wenn ich ihn der Polizei

melde?" Das war blöd. Einfach blöd. Absurd. Ich sah durch das

Fenster. Eine einzige riesige Glasscheibe. Ich sagte schon, daß

die Tische aus Resopal waren. Ich bestellte noch einen schwarzen Kaffee und eine weitere Packung Zigaretten. Ich blickte wieder aus dem Fenster. Es war eine riesige in Aluminium gefaßte Glasscheibe. In der Bar befand sich eine Registrierkasse, die bei jeder Rechnung leise klingelte. Der Tresen war hoch, die Barhocker hoch und schwarz. Die Registrierkasse klingelte leise an dem einen Ende des Tresens. Von dort aus war das Fenster ein leuchtendes Viereck, weiß, gespenstisch. Gegen dieses Licht warf das Wechselgeld, das ich bekam, merkwürdige dunkle Schatten. Ich sagte schon, daß der Fernseher abgeschaltet war. Der Apparat stand auf einem Ständer mit Plastikrollen. In einem Fach sah ich das Telefonbuch. Jetzt drehte ich, schräg zum Fenster stehend, die schwärze Wählscheibe des Münztelefons. Ich drehte sie viele Male. Schließlich hob ich den Hörer hoch und wählte die sechs Nummern. Das kleine Roulette hielt inne. Der Münzapparat schluckte seine Münzen. Ich hörte einen Klagelaut in mir. In mir starb jemand. Ich erklärte der heiseren Stimme am anderen Ende der Leitung wo sie ihn finden konnten, die genaue Lage des Hauses.

Ich verließ das Café.

Ich ging die feuchte Straße entlang.

Es hatte keinen Sinn, jemals in dieses Haus zurückzukehren. Verschwommen erinnerte ich wie ein weit entferntes Gebet meinen nie ausgesprochenen Satz. "Es wird immer ein Abendrot geben, das uns vom Tod bewahrt." Der Himmel war nicht rot, es war ein grauer Nachmittag. Nein, er war schwarz, und der Himmel lastete wie Blei auf der Erde. Wie bei einer Sonnen-oder Mondfinsternis. Jemand starb tief in meinem Innern. Diese Person, die ich einmal zwischen diesen Bergen, diesen Leuten, in dieser Zeit gewesen war, kämpfte mit dem Tod. Und ich erfüllte ihren letzten Willen, den letzten Akt der Vernunft. Bevor ich zum Flughafen fuhr, ging ich bei Monolos Büro vorbei. Er war Anwalt. Ich erzählte ihm keine Einzelheiten. Ich sagte ihm nur was mit dem, was einmal mir gehört hatte, zu geschehen hätte.

Seitdem sind nur wenige Jahre vergangen. Ich lasse mich jetzt in einer Stadt ohne Landschaft leben. Es sind keine Berge zu sehen. Es ist keine Sonne zu sehen und es regnet nie. Sie liegt wie verlassen in der Wüste. Es gibt ein Meer. Aber dieses Meer ist eine Imitation. Es versinkt immer im Nebel. Manchmal erzähle ich diese Geschichte irgendeiner Prostituierten am Hafen. Manchmal tut die eine oder andere so, als würde sie mir glauben.

Der Autor:

Abdón Ubidia

Quito, 1944. Schriftsteller. Neben seinen Erzählungen hat er auch über Themen zur mündlichen Literatur gearbeitet. Zu erwähnen sind u.a. *El cuento popular*, Quito 1997; *La poesía popular*, Quito 1982. Sein Erzählband *Bajo el mismo extraño cielo*, Bogota, Circulo de Lectores, 1979, erhielt den nationalen Literaturpreis des Jahres. Sein Roman *Sueño de Lobos*, 1986, Quito, wurde mit dem gleichen Preis ausgezeichnet und zum besten Buch des Jahres ernannt. Leiter der Kulturzeitschrift *Palabra Suelta*. 1989 veröffentlichte der Verlag Editorial Grijalbo den Erzählband *Divertimentos - Libro de fantasías y utopías*. 1996 veröffentlichte der Verlag El Conejo den Erzählband *El palacio de los espejos*. Anschließend erschien die Anthologie der zeitgenössischen ecuadorianischen Erzählung und seine kritische Analyse der literarischen Tendenzen unter dem Titel *El cristal con que se mira*.

Teilnahme an zahlreichen Symposien und Seminaren in der ganzen Welt.

Feldforschungen zur Aufzeichnung von Legenden und mündlichen Überlieferungen.

Verfasser von Theaterstücken.

Seine Erzählungen sind ins Englische, Französische, Deutsche, Russische und demnächst ins Italienische übersetzt.

1997 wurde die Übersetzung seines Romans *Sueño de Lobos* von dem nordamerikanischen Verlag Latin American Review Press, Pittsburgh, herausgebracht.

Mitglied des Nationalen Kulturrats und seit elf Jahren Mitarbeiter und literarischer Direktor des Verlags El Conejo.

Leitet literarische Workshops, unterrichtet und hält Vorträge in Gymnasien und Universitäten. Ehemaliger Korrespondent der Zeitschrift *Cortocircuito* der Unión Latina Paris.

Im Jahr 2000 erschien im Verlag Abya Yala sein Essayband *Referentes*, der in Gijón-Asturien von Luis Sepúlveda vorgestellt wurde. 2002 veröffentlichte der Verlag El Conejo sein Theaterstück *Adiós Siglo XX*. 2002 wurde der Roman „*Sueño de lobos*“ von dem spanischen Verlag Txalaparta herausgegeben und für den Lesezirkel ausgesucht. Sein Roman *LA MADRIGUERA*, Juni 2004, wurde als bester Roman des Jahres mit dem Preis Joaquín Gallegos Lara ausgezeichnet. Anfang 2005 kam die dritte Auflage bei Editorial Norma heraus. Der Roman gehörte außerdem zu den Finalisten des Premio Rómulo Gallegos.